

1,70 DM / Band 95

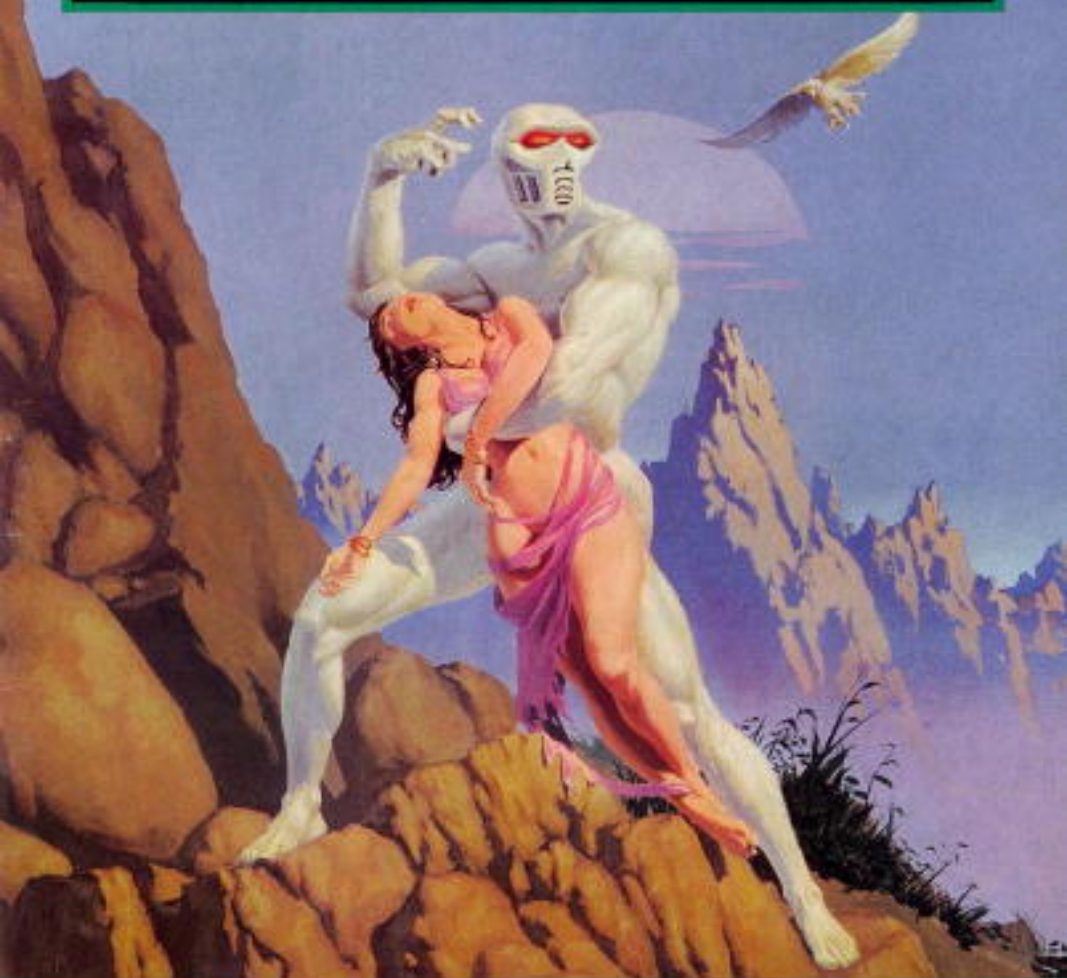
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-

**BASTEI**

Neuer Roman

# Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



## Ein Cyborg aus der Hölle



## **Ein Cyborg aus der Hölle**

**Tony Ballard Nr. 95**

**Teil 2/2**

***von A.F. Morland***

***erschienen am 09.05.1986***

# Ein Cyborg aus der Hölle

Was zuerst nur eine vage Ahnung gewesen war, verdichtete sich immer mehr zur schrecklichen Gewißheit: Das Höllenschwert war ein lebendes Wesen. Es konnte denken und handeln - vielleicht sogar fühlen.

Es hatte mit mir gekämpft, und mir war es gelungen, die gefährliche schwarze Waffe zu überlisten. Ich hatte sie im Keller eines Abbruchhauses in einen fensterlosen Raum gelockt und das Schloß mit dem Dämonendiskus magisch gesichert.

Aber ich hatte mich zu früh gefreut!

Mr. Silver, der hünenhafte Ex-Dämon, schaute mich ernst an. »Es ist weg, Tony. Das Höllenschwert ist ausgebrochen. Damit stehen wir wieder ganz am Anfang. Verdammter Mist.«

»Ich glaube, es war ein Fehler, oben auf der Straße auf dein Eintreffen zu warten«, sagte ich zerknirscht und wütend. »Wenn ich hier unten geblieben wäre, hätte ich den Ausbruch vielleicht verhindern können.«

Ich starrte auf die aufgebrochene Tür. Den Riegel, von meinem Dämonendiskus gesichert, hätte das Schwert nicht überwinden können, aber das Holz der alten Tür war morsch gewesen.

»Ich hasse Mißerfolge!« knurrte der Ex-Dämon.

»Nicht mehr als ich«, gab ich zurück. Verflucht, ich hatte mein Bestes gegeben, und ich hatte gedacht, die Auseinandersetzung mit dem Höllenschwert für mich entschieden zu haben.

Ich hatte angenommen, Mr. Silver brauche nur noch zu kommen und das schwarze Schwert abzuholen, doch nun stellte sich das als großer Irrtum heraus.

Das Höllenschwert war noch lange nicht geschlagen. Der Kampf ging weiter, und sein Ausgang war wieder ungewiß.

Es hatte damit angefangen, daß sich das Höllenschwert selbständig machte. Es hatte damals beinahe Mr. Silver getötet und hatte auch mich angegriffen. [1]

Es hatte meinen Rover so gründlich demoliert, daß ich mir einen neuen zulegen mußte. Dann war es verschwunden, und zurückgeblieben war das ungute Gefühl, daß wir möglicherweise bald wieder von dieser grausamen Waffe hören würden.

Unsere Befürchtung hatte sich bewahrheitet. Das Höllenschwert war wieder aufgetaucht und hatte sechs Personen, Gegner des Bösen, auf seine Totenliste gesetzt.

Es tötete den Kirchenzeitungsverleger Leo Sim und dessen Butler und ermordete auch den Chefredakteur des Blattes, Brett Taurog, den Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, beschützen sollte.

Sie hatte versagt, aber ich war der letzte, der ihr deswegen einen Vorwurf machen würde. Ich hatte mir ja selbst einen Schnitzer geleistet, der möglicherweise schlimme Folgen haben würde.

Das Höllenschwert war frei! Wer sollte es daran hindern, fortzusetzen, was es begonnen hatte? Ich sah mich dazu im Moment außerstande, und ich glaube, Mr. Silver wußte auch nicht, was zu tun war.

Wir mußten abwarten. Erst wenn sich das Schwert wieder zeigte, konnten wir erneut etwas dagegen unternehmen.

»Wird es uns jemals gelingen, das Höllenschwert wieder in die Knie zu zwingen?« fragte ich seufzend.

»Pater Severin ist dafür, daß wir es auf jeden Fall vernichten«, sagte

der Ex-Dämon. »Ich bin jedoch dagegen. Wenn es uns gelingt, den Namen der Waffe zu erfahren, können wir aus ihr einen zuverlässigen Verbündeten machen. Sollen wir auf diese Möglichkeit von vornherein verzichten?«

»Das Schwert hat bereits drei Menschen auf dem Gewissen.«

»Deshalb haßt es Pater Severin ja so sehr«, sagte der Hüne.

»Kann ich verstehen.«

»Ich auch, aber bevor ich die Waffe zerstöre, versuche ich, sie wieder in meine Gewalt zu bekommen.«

»Laß uns nach oben gehen«, schlug ich vor. »Ich habe kein gutes Gefühl. John Joyce sitzt allein in meinem Wagen. Das Höllenschwert könnte sich an uns vorbeigestohlen und das Haus verlassen haben. Joyce steht auf der Liste, wie du weißt.«

Wir verließen den Keller.

Als ich Joyce in meinem Rover warten sah, ging es mir gleich ein bißchen besser. Vor Minuten noch war es mir zum Glück gelungen, den Theologieprofessor vor Schaden zu bewahren, aber es war nicht leicht gewesen.

Sein 80jähriger Theologieprofessor hatte ihn und seine anderen ehemaligen Lieblingsschüler zu einer Geburtstagsfeier eingeladen, und dort hatte das Höllenschwert sie »gesehen«: Alastair Genn, Leo Sim, Henry Jenkins, John Joyce, Brett Taurog und Pater Severin.

Sie sollten sterben, das hatte das Höllenschwert beschlossen. Sim und Taurog hatte es sich inzwischen geholt, und wir konnten nur hoffen, daß es uns gelang, weitere Morde zu verhindern.

Das Schwert hatte gewartet. Es hatte die Opfer erst nach der Geburtstagsfeier angegriffen. Jeden Mann wollte es sich einzeln vornehmen. Damit das nicht mehr möglich war, schwärmten wir aus, um diese Leute in Alastair Genns Haus zurückzubringen.

Allein Lance Selby hatte keine Probleme gehabt. Ihm war es gelungen, seinen Schützling Henry Jenkins sicher zu Genn zu bringen.

John Joyce schaute mich fragend an. Dann blickte er an mir vorbei auf Mr. Silver. Er schien etwas zu suchen. »Wo ist das Schwert, Mr. Ballard?«

Meine Augenbrauen zogen sich unwillig zusammen. Diese Frage war für mich wie ein Messer, das in einer schmerzenden Wunde steckte, und John Joyce drehte es auch noch herum.

»Das wüßte ich auch gern«, sagte ich. »Es hat die Tür aufgebrochen und ist verschwunden.«

John Joyce blickte sich nervös um. »Dann... dann wäre es theoretisch möglich, daß es hier noch irgendwo lauert.«

»Leider ja.«

»Es kann uns jederzeit angreifen«, sagte Joyce heiser. »Liebe Güte, und ich dachte, es wäre vorbei, die Aufregungen hätten ein Ende.«

»Wir bringen's zu einem Ende, Mr. Joyce«, sagte der Ex-Dämon.  
»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Aber wann?« fragte John Joyce heiser. »Und wie viele von uns wird es bis dahin noch umgebracht haben?«

Er hatte Angst. Ich konnte das verstehen. Er hatte das Höllenschwert in Aktion gesehen. Er wußte, wozu diese starke Waffe fähig war.

»Ich bringe Sie zu Alastair Genn«, sagte ich.

»Ich fahre hinter euch her«, sagte Mr. Silver. »Sollte ich das Höllenschwert sehen, schlage ich Alarm.« Er begab sich zu Lance Selbys Wagen und stieg ein. Wir fuhren los.

\*\*\*

Das Höllenschwert hatte sich versteckt. Es hatte das Abbruchhaus nicht verlassen, war im Keller gewesen, als Tony Ballard mit Mr. Silver die Treppe herunterkam, und hatte die beiden »belauscht«.

Es war versucht gewesen, diese entschlossenen Feinde der Hölle anzugreifen, hatte es dann aber nicht getan. Tony Ballard und Mr. Silver waren eine Kampfeinheit, der sich das Höllenschwert nicht gewachsen fühlte.

Dem Ex-Dämon stand seine starke Silbermagie zur Verfügung, und Tony Ballard besaß den Dämonendiskus. Außerdem wollte sich das Höllenschwert nicht von seinen ursprünglichen Plänen ablenken lassen.

Es hatte sich entschlossen, Alastair Genn und dessen ehemalige Schüler zu töten, und von diesem Vorhaben konnte niemand es abbringen.

Um Tony Ballard und seine Freunde wollte sich das Höllenschwert ein andermal kümmern. Einzeln wollte es sie angreifen. Einen genauen Plan, wie es vorgehen würde, hatte es noch nicht.

Jedem Höllenwesen waren die Erfolge des Ballard-Teams ein Dorn im Auge. Zwar hatte der Dämonenjäger auch einige Niederlagen hinnehmen müssen, aber die Erfolge überwogen, und das Höllenschwert hatte die Absicht, dafür zu sorgen, daß das nicht so blieb.

Solange es »lebte«, hatte es fast immer jemandem gehört und tun müssen, was sein Besitzer wollte. Damit sollte es von nun an vorbei sein.

Das Höllenschwert wollte sich keinem Besitzer mehr unterordnen, wollte sein eigener Herr sein, sich nicht mehr einfangen und unterjochen lassen.

Die schwarze Waffe hatte ein gutes Versteck gefunden. Sie blieb dort, bis Tony Ballard und Mr. Silver den Keller verlassen hatten, erst dann schwebte sie langsam aus der nachtschwarzen Nische.

Ein geheimnisvolles Fluoreszieren geisterte über die Klinge. Das

Höllenschwert schien von einem unsichtbaren Spuk getragen zu werden.

Es kehrte dorthin zurück, wo Tony Ballard es eingeschlossen hatte. Das Höllenschwert hatte zum erstenmal Bekanntschaft mit dem Dämonendiskus gemacht. Es hatte die große Kraft zu spüren bekommen, die sich in dieser außergewöhnlichen Waffe befand, und wußte nun, daß es sich davor in acht nehmen mußte.

Wenn es Tony Ballard tödlich treffen wollte, mußte der Schlag so überraschend erfolgen, daß der Dämonenjäger nicht mehr dazu kam, seinen Diskus einzusetzen.

Das Schwert schwebte langsam die Stufen hinauf. Tony Ballard, John Joyce und Mr. Silver fuhren ab. Das Höllenschwert folgte ihnen nicht.

Es wußte, wo es sie finden würde. Die Männer, denen es das Leben nehmen wollte, weil sie sich zu sehr um das Gute verdient gemacht hatten, sollten auch weiterhin sterben. Selbst der beste Schutz sollte ihnen nichts nützen. Sie waren Todeskandidaten, daran hatte sich nichts geändert.

Das Höllenschwert näherte sich dem Haustor und verließ das Gebäude. Die Feinde waren weg, aber jemand anderer war urplötzlich da! Er tauchte buchstäblich aus dem Nichts auf: Terence Pasquanell, der Werwolfjäger, der zum Zombie geworden war, und den Yora mit den »Augen des Todes« zum Dämon auf Zeit gemacht hatte.

\*\*\*

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Wenigstens etwas. Wir erreichten Alastair Genns Haus. Mr. Silver hatte Fenster und Türen mit Dämonenbannern gesichert, damit das Höllenschwert nicht eindringen konnte. Ob sie die schwarze Waffe tatsächlich abhalten konnten, mußte sich erst erweisen.

Alastair Genn ließ uns ein. Für seine achtzig Jahre war er noch sehr vital. Mit ungemein lebendigen Augen musterte er uns, und er fragte den Ex-Dämon: »Konnten Sie das Höllenschwert bezwingen, Mr. Silver?«

Der Hüne mit den Silberhaaren schüttelte grimmig den Kopf. »Leider nein, Professor. Es gelang der verfluchten Waffe, vor meinem Eintreffen auszurücken.«

»Oh.«

Der Ex-Dämon hob die breiten Schultern. »C'est la guerre, Professor Genn.«

Wir begaben uns in den großen Salon. Hier hatte der greise Theologieprofessor mit seinen Schülern gefeiert. Nun waren sie wieder hier versammelt, nur Leo Sim und Brett Taurog fehlten.

Pater Severin kam aufgeregt auf mich zu. Er war nur unwesentlich kleiner als Mr. Silver, hatte die Statur eines Catchers, und es gab wohl

auf der ganzen Welt keinen Priester, der seine Fäuste wirksamer einzusetzen verstand als er.

Er war in seine schwarze Soutane gekleidet, ein geweihtes Kruzifix baumelte vor seiner Brust. Ich sah ihm seine Erregung an. Sein sympathisches Pferdegesicht wies graue Hektikflecken auf, und Wut blitzte in seinen Augen.

»Das Höllenschwert ist euch entkommen, höre ich?« fragte er aggressiv. »Herrgott noch mal, Tony, wie konnte das passieren?«

Ich erzählte es ihm.

»Weißt du, was das für meine Freunde und mich bedeutet?« fragte der Priester.

»Selbstverständlich«, antwortete ich, »und du kannst mir glauben, daß ich über diese Entwicklung der Ereignisse nicht glücklich bin.«

»Du hattest die Chance, das Höllenschwert mit dem Diskus zu vernichten, Tony!« sagte Pater Severin anklagend. »Warum hast du es nicht getan?«

»Tony ist wie ich der Ansicht, daß uns das Höllenschwert »lebend« noch mal sehr nützlich sein kann«, sprang Mr. Silver für mich ein.

Pater Severin starrte den Ex-Dämon angriffslustig an. »Es hat sein schwarzes Leben verwirkt!« sagte der Priester laut. »Das Blut von drei Menschen klebt an seiner Klinge. Vielleicht hat es inzwischen bereits weitere Leute umgebracht! Ihr dürft es nicht schonen! Ihr müßt es vernichten! Begreift ihr nicht, welche Gefahren ihr heraufbeschwört, wenn ihr nicht mit voller Kraft gegen diese schwarze Waffe kämpft? Ihr müßt genauso rücksichtslos und kompromißlos sein wie das Höllenschwert, sonst kommt es zu einer Katastrophe, deren Ausmaß niemand abschätzen kann. Besteht nicht die Gefahr, daß das Höllenschwert mit jedem Leben, das es auslöscht, stärker wird?«

»Kann sein«, mußte Mr. Silver zugeben.

»Na bitte. Worauf wollt ihr warten? Bis die Waffe so stark ist, daß ihr keine Chance mehr gegen sie habt? Drei Tote sind genug. Ihr müßt diesen blutigen Wahnsinn stoppen. Noch könnt ihr es, aber wer weiß, wie lange noch.«

Wir setzten uns. Roxane war niedergeschlagen. Verständlich. Sie hatte versagt, aber auch ich hatte keinen Grund zum Frohlocken. Keiner von uns.

Mir kam der Karren reichlich verfahren vor. Wie sollten wir ihn wieder flottkriegen? Mußten wir wirklich warten, bis das Höllenschwert den nächsten Zug machte?

Warten... Für mich gab es nichts Schlimmeres. Das machte mich ganz kribbelig. Ich zermartete mir den Kopf. Was tun? Was konnten wir tun?



Terence Pasquanell! Tony Ballard und Mr. Silver hatten ihn in den weiten Wäldern der kanadischen Rocky Mountains aufgestöbert [2] und mit nach London gebracht, weil er - das hatte der Industrielle Tucker Peckinpah in Erfahrung gebracht - möglicherweise der einzige Mann war, der Pater Severin retten konnte.

Pasquanell war nach London gekommen und hatte dem Priester geholfen, doch dabei war der bärtige Werwolfjäger selbst schwer zu Schaden gekommen.

Dann war er einem dämonischen Herzsäuberer in die Hände gefallen. Seither besaß er kein Herz mehr. Und die Seele des Werwolfjägers war in den Körper einer schwarzen Ratte gepreßt worden. Gesehen hatte die Ratte mit Pasquanells Augen, während der Werwolfjäger als Zombie weiterexistierte - stumm, ohne Herz, ohne Seele und ohne Augen, von schwarzer Magie umgepolt und seither ein Kämpfer der Hölle.

Aber das war noch lange nicht alles, was mit Terence Pasquanell geschehen war. Seit kurzem besaß er wieder Augen. Die Totenpriesterin Yora hatte sie ihm verschafft: die Augen des Todes, magische Diamanten, in denen sich dämonische Kräfte befanden, die Yora aktiviert hatte. [3]

Die Totenpriesterin hatte Terence Pasquanell die Augen geliehen und ihn somit zum Zeit-Dämon gemacht. Solange ihm die Augen des Todes zur Verfügung standen, konnte er sich dämonischer Kräfte bedienen.

Er war kein blinder, stummer Zombie mehr. Terence Pasquanell war jetzt ein starker, gefährlicher Dämon, und er wollte noch gefährlicher werden, indem er sich des Höllenschwerts bemächtigte.

Als er sich der schwarzen Waffe in den Weg stellte, zuckte sie zurück. Das Höllenschwert spürte die Gefährlichkeit des bärtigen Mannes.

»Ich will dich haben, will dich besitzen!« knurrte Pasquanell. »Du wirst mir gehorchen. Ich werde dich führen. Du wirst meinen Willen vollstrecken!«

Das Höllenschwert zog sich noch ein Stück zurück. Terence Pasquanell lachte rau. »Du willst doch nicht etwa kämpfen. Gib auf! Ordne dich mir unter! Wir werden zu einer Einheit werden, die jedermann zu fürchten hat! Auch die Wesen der Hölle! Wenn ich dich besitze, kann ich es in der Höllenhierarchie sehr weit bringen. Außerdem kann mir Yora die Augen des Todes dann nicht mehr wegnehmen. Wir würden sie töten, wenn sie es versuchte.«

Die schwarze Waffe wich in das Abbruchhaus zurück.

»Ich muß dich haben«, knurrte der Werwolfjäger. »Ich brauche dich, um meine Augen verteidigen zu können. Ich will nicht, daß Yora sie zurückfordern kann, wann immer es ihr gefällt.«

Pasquanell streckte fordernd die Hand aus. Als er noch Mensch gewesen war, hätte er die schwarze Waffe nicht berühren dürfen, denn

das Schwert tötete jeden, dessen Wille nicht stark genug war, um es zu unterjochen.

Aber nun war Pasquanell ein Dämon und somit stark genug, um den Willen des Höllenschwerts zu bezwingen.

»Komm her!« verlangte er hart. »Dreh dich um, damit ich deine friedliche Absicht erkenne und meine Hand um deinen Griff legen kann!«

Das Schwert zögerte.

Knisternde Spannung herrschte für wenige Augenblicke, dann bewegte sich das Schwert in der Luft, ganz langsam. Es drehte sich tatsächlich.

Hatte es in Terence Pasquanell seinen Meister gefunden? Der bärtige Mann grinste zufrieden. Sein aufmerksamer Blick verfolgte die träge Bewegung der schwarzen Waffe, deren Griff, der zwei großen Händen Platz bot, sich ihm näherte.

»So ist es richtig«, sagte Pasquanell. »Du weißt, wem du gehorchen mußt.«

Der Schwertgriff ragte ihm nun entgegen. Er wollte ihn umfassen, aber da zuckte der Griff fünf Zentimeter nach unten und schoß vorwärts.

Pasquanell, der mit keinem Angriff gerechnet hatte, war überrumpelt. Der klobige Schwertgriff sauste ihm in den Bauch. Er stöhnte und krümmte sich.

Dämonische Kräfte trafen aufeinander. Das Höllenschwert attackierte Pasquanell mit unbeschreiblicher Härte. Seine Kraft kam jedoch nicht voll durch, weil sich Terence Pasquanell mit einem schwarzmagischen Kraftfeld schützte.

Er wurde zurückgestoßen und flog gegen die Wand. Aber auch das Höllenschwert wurde von Pasquanells Abwehrmagie zurückgeschleudert. Es wirbelte im dunklen Flur hoch und knallte klirrend gegen die Decke.

Einen Sekundenbruchteil später griff es mit der Spitze voran an. Pasquanell sprang zur Seite. Die Waffe traf die Mauer, Funken sprühten.

Terence Pasquanell setzte sofort zum nächsten Sprung an. Er brachte sich damit hinter das schwarze Schwert. Wieder ragte ihm der Griff entgegen, und er packte mit beiden Händen zu.

Er schickte eine starke Kraftwelle in seine Hände, die den Widerstand des Höllenschwerts brechen sollte, und vielleicht hätte er es auch geschafft, die Waffe zu bezwingen, wenn sie nicht blitzschnell ausgerückt wäre.

Bevor sich Pasquanells Finger fest um den Griff schließen konnten, bevor die Kraftwelle wirksam werden konnte, zuckte das Höllenschwert zurück und nahm Reißaus.

Es sauste an Terence Pasquanell vorbei und aus dem Abbruchhaus. Dem Zeit-Dämon gelang es nicht, die Flucht der schwarzen Waffe zu verhindern.

Pasquanell knirschte mit den Zähnen. »Wir sehen uns wieder!« preßte er wütend hervor. »So schnell gebe ich nicht auf! Ich kriege dich! Wenn nicht heute, dann ein andermal. Du mußt mir gehören. Ich brauche dich, damit ich meine Augen behalten kann.«

\*\*\*

Die Welt hieß Protoc. Paviane beherrschten hier das Land, und sie lebten ein Leben in Frieden. Das war nicht immer so gewesen. Es hatte Zeiten gegeben, da hatte die dämonische Kraft eines steinernen Affengötzen die Paviane beeinflusst und gelenkt, [4] Sie waren damals selbst Dämonen gewesen, doch dieses schwarze Kapitel gehörte der Vergangenheit an. Heute waren die Paviane friedlich.

Aber es gab nicht nur sie auf Protoc. In einem Reservat, das mit Vulkankratern übersät war, lebten die Meskyren, das waren falsche, hinterlistige, gefährliche Lemuren, also Halbaffen.

Solange sie in ihrem Reservat blieben, kümmerten sich die Paviane nicht um sie, doch wenn sie es wagten, die Grenzen ihres Gebiets zu verlassen, waren sie vogelfrei, wurden von den Pavianen gejagt und getötet.

Die Lemuren fraßen ihre Feinde. Ein Pavian war für sie ein wahrer Leckerbissen. Wenn sich einer in ihr Reservat wagte, war er verloren.

Es war lebensgefährlich, sich in das Reservat der Meskyren zu begeben, dennoch war Professor Mortimer Kull das Wagnis eingegangen. Er war nicht allein hierher gekommen, sondern hatte einen außergewöhnlichen Begleiter mitgebracht: Yul, einen weißen Giganten.

Yul war ein Cyborg, innen Stahl, außen synthetische Muskelpakete. Ein Kraftprotz allerersten Ranges, dem auch noch magische Kräfte zur Verfügung standen.

Ein Superkämpfer, entwickelt in einem der vielen geheimen Laboratorien, die Kull gehörten. Mit diesem unbezwingbar scheinenden Bodyguard hatte sich Mortimer Kull nach Protoc begeben und sich in das Reservat der Meskyren gewagt.

Er, ein Mensch, dem es gelungen war, sich selbst zum künstlichen Dämon zu machen, indem er mit seinen Computern Atax' Magie kopierte, und Yul schienen im Gebiet der Meskyren nichts zu befürchten zu haben. So hatte es anfangs ausgesehen, aber dann war einiges schiefgelaufen.

Herabstürzende Felsblöcke hatten Yul unter sich begraben, und unter Mortimer Kull hatte sich der Boden aufgetan. Inzwischen war der dämonische Wissenschaftler in einem magischen Käfig gefangen, und

Yul...

Kull hatte den Cyborg abgeschrieben. Yul hatte ihn maßlos enttäuscht. Die Entwicklung dieses Superkämpfers hatte viel Zeit und noch mehr Geld gekostet, und dann war er hier auf Protoc nicht einmal über die erste Hürde gekommen.

Mittlerweile aber dachte der Wissenschaftler nicht mehr an Yul. Er hatte andere Probleme, die ihn beschäftigten.

Doch Yul war nicht vernichtet. Der Cyborg funktionierte noch, lag unter dieser tonnenschweren Gesteinsmasse und führte in Gedankenschnelle komplizierte Berechnungen durch, um herauszufinden, auf welche Weise er sich befreien konnte.

Er war nicht der erste Cyborg, den Kulls Techniker geschaffen hatten, doch er war besser als alle anderen. Eine geradezu perfekte Kampfmaschine.

Erstmals hatte man darauf verzichtet, einem Cyborg ein völlig menschliches Aussehen zu geben. Das bewies schon die schneeweiße Haut, in die man Yul gehüllt hatte, und er besaß auch kein Gesicht. Sein Kopf war kahl, und wenn man nicht genau hinsah, konnte man meinen, er würde ein Atemgerät vor Mund und Nase tragen. Glühendrot leuchteten seine Augen, und die Forscher hatten ihn nicht mit zwei, sondern mit vier Greifwerkzeugen ausgestattet: er besaß Doppelhände, weil Tests ergeben hatten, daß ihn das noch perfekter machte.

Der nackte weiße Gigant fand den schwächsten Punkt der Gesteinsdecke, die auf ihm lag, heraus, und in diese Richtung schickte er seine enorme Kraft, die er mit einer magischen Hydraulik zusätzlich verstärkte.

Während er bestimmte Steine von sich drückte, stützte er andere ab, damit sie nicht nachstürzen konnten. Er schuf einen Tunnel, durch den er kriechen konnte, und bald war er wieder frei.

Er, den Mortimer Kull vernichtet glaubte, lebte noch, und da er so programmiert war, daß er sich für Kulls Sicherheit verantwortlich fühlte, machte er sich auf die Suche nach dem Professor.

\*\*\*

Die Polizei fahndete nach wie vor nach Terence Pasquanell. Natürlich war von ganz weit oben, sozusagen von höchster Ebene, einiges verschleiert worden.

Der einfache Polizist hätte sich verschaukelt gefühlt, wenn man ihm aufgetragen hätte, die Augen nach einem Zombie offenzuhalten.

Man fahndete nach einem Mann, und dieser Mann hieß Terence Pasquanell. Es gab eine sehr genaue Beschreibung von dem Gesuchten, und darunter stand, daß Pasquanell äußerst gefährlich sei, deshalb wäre größte Vorsicht geboten, wenn man ihn irgendwo entdeckte.

Es gab auch noch den Vermerk, daß niemand etwas allein gegen Terence Pasquanell unternehmen dürfe, und daß unverzüglich die Zentrale zu benachrichtigen wäre, wenn der Mann auftauchte.

Auch Mike Carradine und Jack Rampling hatten das sehr aufmerksam gelesen, zwei Sergeants, ehrgeizige Polizisten, der eine jung verheiratet, der andere verlobt - was jedoch nicht allzuviel zu bedeuten hatte, denn Rampling verlobte sich mindestens dreimal im Jahr. Dabei sah er nicht einmal umwerfend gut aus, aber er hatte bei Frauen den richtigen Dreh raus. Wenn er die richtige Platte auflegte, schmolzen sie alle dahin wie Eis in der Märzsonne.

Sie waren ein gut aufeinander eingespieltes Team. Ihre Verhaftungsquote war enorm: Sie rechneten mit einer guten Prämie, wenn es ihnen gelang, diesen Terence Pasquanell zu schnappen. Seit die Fahndung nach dem Kanadier angekurbelt worden war, hofften sie, daß der Mann ihnen über den Weg lief, doch bisher hatten sie dieses Glück noch nicht gehabt.

Bei Mike Carradine hing zur Zeit der Haussegen schief. Er erzählte Jack Rampling davon, denn der war nicht nur sein Kollege, sondern auch sein Freund. Sie hatten so gut wie keine Geheimnisse voreinander und dieser erzählte ihm ebenfalls alles.

»Hör mal, das ist doch kein Grund, böse zu sein«, sagte Rampling, als Carradine geendet hatte.

Dieser seufzte. »Mach das mal meiner Frau klar. Die bildet sich auch noch ein, im Recht zu sein.«

»Das kannst du ihr nicht ausreden?«

»Seit wann kann ich Amy irgend etwas ausreden?« brummte Mike Carradine.

»Soll ich es mal versuchen? Manchmal hört sie auf mich.«

»Ich wäre dir wirklich sehr dankbar«, sagte Carradine. »Ich liebe Amy. Ich mag nicht, wenn sie böse auf mich ist. Noch dazu ohne jeden Grund.«

»Ich komme morgen nachmittag zu euch. Das kriegen wir schon hin, laß mich nur machen. Ich weiß, wie... Stop! Halt an! Verdammt noch mal, so halt doch an!«

Carradine bremste. Sie waren soeben an einer Sackgasse vorbeigefahren.

»Was ist denn?« fragte Mike Carradine. »Was regt dich so auf?«

»Hast du den Kerl gesehen?«

»Nein«, antwortete Carradine.

»Der sah aus wie Terence Pasquanell! Komm, Mike, den schnappen wir uns!«

Carradine legte den Rückwärtsgang ein und schob das Heck des Streifenwagens in die Sackgasse. »Niemand zu sehen«, sagte er.

Jack Rampling stieg aus. »Er war's. Ich habe doch keine Tomaten auf

den Augen. Ich sage dir, das war Pasquanell. Er kam aus diesem Abbruchhaus dort. Sag mal, willst du nicht endlich deinen fetten Hintern bewegen? Warum steigst du nicht aus? Brauchst du eine Extraeinladung?»

»Du kennst doch die Fahndungsliste. Niemand darf etwas gegen Pasquanell unternehmen, bevor das Hauptquartier verständigt ist, Jack. Wir müssen melden, daß wir ihn möglicherweise gesehen haben«, sagte Carradine.

»Und inzwischen haut der Knabe seelenruhig ab, was? Wir melden's der Zentrale, sobald wir ihn haben. Jetzt kannst du es dir aussuchen: Entweder steigst du auch aus, oder ich hole mir den Mann allein.«

»Also das laß ich nicht zu.« Carradine stieg aus. Jack Rampling zog seine Dienstwaffe.

Carradine wies darauf. »Ist das nötig?»

»Es heißt, Pasquanell ist gefährlich. Vielleicht ist er bewaffnet. Ich bin nicht scharf darauf, daß er mir eine Kugel zwischen die Rippen jagt. Nimm die Lampe mit, und dann ran an den Feind.«

Carradine holte eine lichtstarke Stablampe aus dem Wagen und begab sich mit Jack Rampling zu dem Abbruchhaus, in das Terence Pasquanell geflohen sein mußte. Sie betraten das auffällige Gebäude.

»Licht!« verlangte Rampling. »So knips doch schon die Lampe an.«

»Ja, ja, nur keine übertriebene Hast.« Die Lampe flammte auf. Vor den uniformierten Beamten lag ein oder Flur.

»Pasquanell!« rief Jack Rampling mit lauter Stimme. »Terence Pasquanell! Hier spricht die Polizei! Wir wissen, daß Sie sich in diesem Haus befinden! Kommen Sie unbewaffnet und mit erhobenen Händen heraus! Ich warne Sie! Jeder Widerstand ist zwecklos. Zwingen Sie uns nicht, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen!«

Seine Stimme hallte durch das stille, leere Haus. Nichts passierte.

»Das habe ich mir fast gedacht«, sagte Jack Rampling ärgerlich. »Das ist mal wieder einer von den Neunmalklugen. Er rechnet sich noch Chancen aus. Los, Mike, wir werden ihn eines Besseren belehren. Nimmst du dir den Keller und das Erdgeschoß vor? Dann sehe ich oben nach.«

»Okay«, sagte Carradine. »Aber sei vorsichtig, ich will keinen anderen Partner.«

»Keine Bange, ich bleibe dir schon erhalten. Ich hab' ja morgen eine wichtige Mission zu erfüllen.«

»Bei mir zu Hause, meinst du?»

»Wo denn sonst?« erwiderte Rampling.

Sie trennten sich. Mike Carradine stieg die Kellertreppe hinunter. Die Lampe leuchtete sein Umfeld gut aus. Jede finstere Nische erfaßte sie und machte aus ihr ein unbrauchbares Versteck.

Sicherheitshalber zog jetzt auch Carradine seine Dienstwaffe, aber er

fühlte sich dennoch nicht ganz wohl in seiner Haut. Er hatte keine Angst vor Pasquanell. Was ihn belastete, war die Tatsache, daß sie gegebenen Anordnungen zuwiderhandelten.

Ich hätte doch die Zentrale informieren sollen, dachte Carradine. Soviel Zeit hätte einfach sein müssen. Wenn irgend etwas schiefgeht, kriegen wir keine Belobigung, sondern einen handfesten Rüffel, und zwar mit Recht. Disziplin ist das Um und Auf im Polizeidienst. Das gilt auch für uns, aber Jack ist immer gleich so impulsiv.

Carradine entdeckte einen fensterlosen Raum, dessen morsche Holztür zertrümmert war. Plötzlich dräng ein kaum wahrnehmbares Geräusch an sein Ohr.

Das muß Pasquanell sein! durchzuckte es ihn.

Er drehte sich, und der Schein der Stablampe schwang mit. Im nächsten Moment sah er den bärtigen Mann.

Jack hatte recht, dachte Carradine, während sich seine Nerven strafften. Das ist Pasquanell!

\*\*\*

»Hände hoch!« verlangte Mike Carradine schneidend.

Terence Pasquanell gehorchte, aber ein spöttischer Ausdruck kerbte sich dabei um seinen Mund. Sein Blick wirkte höhnisch. Er hatte nichts zu befürchten, aber der Polizist befand sich in Lebensgefahr.

»Umdrehen!« befahl Carradine. »Schneller! Nicht so lahmarschig!«

Wieder gehorchte Terence Pasquanell.

»Und die Hände schön oben lassen!« sagte Mike Carradine rauh. »Versuchen Sie ja keine Tricks. Darauf würde ich verdammt sauer reagieren. Hände an die Wand. Stützen Sie sich ab. So ist es gut, Beine grätschen und zwei Schritte zurück!«

Carradine konnte mit Terence Pasquanell zufrieden sein. Der Mann gehorchte aufs Wort, wie ein dressierter Hund. Wieso wurde behauptet, der Kanadier wäre gefährlich? Er war doch lammfromm.

Der Sergeant trat hinter Pasquanell und durchsuchte ihn mit flinker, kundiger Hand. Erst als er sicher sein konnte, daß der Kanadier keine Waffe bei sich trug, durfte er die Hände herunternehmen.

»Sie gehen jetzt vor mir her!« sagte Carradine. »Los, rauf mit Ihnen!«

Terence Pasquanell begab sich zur Kellertreppe und stieg diese vor dem Sergeant hinauf. Der Mann hatte keine Ahnung, in was für einer Gefahr er schwebte.

Der Polizist dachte, die Sache unter Kontrolle zu haben, dabei war es genau umgekehrt. Terence Pasquanell war es, der die Angelegenheit bestens im Griff hatte, wenn es auch nicht danach aussah.

Der Mann mit den Augen des Todes konnte Mike Carradine jederzeit töten, und das würde er auch tun, denn niemand durfte ungestraft so mit ihm umspringen. Aber er gönnte Carradine vorher noch kurz

seinen Triumph, damit die Enttäuschung für ihn hinterher um so größer war.

Sie gelangten ins Erdgeschoß, und Mike Carradine wollte Jack Rampling herunterrufen. Da drehte sich Terence Pasquanell um, nicht einmal besonders schnell, und er erweckte auch nicht den Anschein, als wollte er den Polizisten angreifen.

Er benützte für seine Attacke nicht seine Hände. Er setzte schwarze Magie ein, blickte Mike Carradine nur an. Seine Augen schienen mit einemmal zu strahlen.

Ein eisiger magischer Schock traf den Sergeant. Er riß verstört die Augen auf, und die Kehle wurde ihm eng. Er japste nach Luft, war wie gelähmt, konnte nicht begreifen, was mit ihm passierte.

Pasquanell grinste ihn an. Jetzt kostete er seinen Triumph voll aus. Furchtbare Schmerzen durchrasten Carradine. Revolver und Lampe schienen in seinen Händen zentnerschwer zu werden.

Er wollte abdrücken, schaffte es jedoch nicht. Er mußte die Lampe und den Revolver loslassen. Sie fielen zu Boden. Er keuchte, sein Gesicht war schmerzverzerrt, und kalter Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Er wußte nicht, woher er die Kraft nahm, so laut um Hilfe zu brüllen.

Jack Rampling befand sich im zweiten Stock, als Carradines Gebrüll durch das Haus gellte. Rampling fuhr entsetzt herum. Er hatte noch nie einen Menschen auf diese Weise schreien hören.

Er stürmte die Treppe hinunter, rutschte von einer abgetretenen Stufe ab, fiel, sprang aber gleich wieder auf und rannte fast noch schneller weiter.

Mike ist in Gefahr! schrie es in ihm. Durch meine Schuld! Mike braucht Hilfe! Ich muß zu ihm!

»Mike!« schrie er völlig verstört.

Er passierte die erste Etage, langte wenige Augenblicke später im Erdgeschoß an. Jetzt sah er Mike, und er sah Terence Pasquanell, der von der auf dem Boden liegenden Stablampe angestrahlt wurde.

Aber warum schrie Mike so entsetzlich? Pasquanell faßte ihn überhaupt nicht an. Mike stöhnte und röchelte. Er griff sich an die Kehle, schwankte und sank zu Boden. Er fiel auf den Rücken und regte sich nicht mehr. Die Stille, die plötzlich herrschte, war für Jack Rampling entsetzlich.

»Mike!«

»Er ist tot«, sagte Terence Pasquanell eisig.

»Das glaube ich nicht. Was haben Sie getan, Pasquanell?«

»Ich habe ihm das Leben genommen.«

Jack Rampling fuhr sich nervös mit der Hand über die Augen. Er wedelte mit dem Revolver. »Zur Seite, Pasquanell! Verdammt noch mal, zurück mit Ihnen!« brüllte Jack Rampling. »Ich will zu Mike.«



»Dem kannst du nicht mehr helfen, und du wirst in Kürze auch nicht mehr leben!« behauptete der bärtige Mann. »Glaube nicht, du wärst mir überlegen, nur weil du einen Revolver in der Hand hältst.« Pasquanell lachte. »Soll ich dir ein Geheimnis anvertrauen? Ich bin unverwundbar. Du kannst mich nicht töten.«

Es zuckte in Ramplings Gesicht. Mike lag tatsächlich wie tot da. Aber wie konnte er tot sein, wenn ihn Pasquanell nicht einmal angefaßt hatte?

Der Zeit-Dämon setzte sich in Bewegung. Er trat nicht zurück, wie es Rampling verlangt hatte, sondern er kam langsam auf den Polizisten zu.

Zum erstenmal wußte Jack Rampling nicht, wie er sich verhalten sollte. Dachte der Kanadier wirklich, er wäre unverwundbar? War der Mann verrückt?

»Jetzt bist du dran!« sagte Terence Pasquanell.

Rampling richtete die Waffe auf ihn. »Bleib stehen, Pasquanell!«

Der Zeit-Dämon ging weiter.

»Verdammt, überspann den Bogen nicht, Pasquanell!« schrie Rampling heiser. »Verlaß dich lieber nicht darauf, daß ich dich nicht töten kann! Verflucht, ich tu's!«

Pasquanell blieb nicht stehen. Er wies auf seine Brust und verlangte: »Drück ab!«

Rampling schoß tatsächlich, aber nicht auf Pasquanells Brust, sondern auf dessen Bein. Die Kugel traf. Das Projektil riß den Werwolfjäger nieder.

»Reicht das?« brüllte Jack Rampling. »Reicht das, du verdammter Narr?«

Terence Pasquanell erhob sich. »Nein«, antwortete er höhnisch. »Das reicht noch lange nicht.« Und er ging wieder weiter. Er schien keine Schmerzen zu haben.

Rampling war so durcheinander, daß er zurückwich und eine Stufe höherstieg. Er warnte den Kanadier zum letztenmal. Da der Mann offenbar wirklich Mike Carradine ermordet hatte, fühlte Jack Rampling sein Leben bedroht, und in Notwehr durfte er auch auf Pasquanells Brust schießen.

Er zog den Stecher durch. Die Kugel hätte bei einem Menschen mitten im Leben gesessen, doch Terence Pasquanell war kein Mensch mehr.

Umstände, für die der bärtige Werwolfjäger nichts konnte, hatten ihn zu dem gemacht, was er heute war: ein Dämon auf Zeit, der das auf Zeit loswerden wollte.

Er wollte bleiben, wozu ihn Yora gemacht hatte. Mit dem Höllenschwert in der Faust hätte er diesen Status verteidigen können. Mit diesen beiden Polizisten, die so naiv gewesen waren, zu denken,

ihn festnehmen zu können, wurde er auch ohne das Höllenschwert fertig.

Rampling riß fassungslos die Augen auf. Er hatte den Kanadier getroffen, aber der Mann fiel nicht um.

»Sagte ich es dir nicht?« fragte Terence Pasquanell grinsend. »Ich bin unverwundbar.«

Das stimmte nicht. Es gab sehr wohl Waffen, mit denen man ihn vernichten konnte, aber Jack Rampling besaß keine solche. Der Polizist starrte ungläubig auf seinen Revolver.

Er stieg weitere Stufen hoch. Pasquanell folgte ihm. Er lachte grausam. »Du hast Angst, ich sehe es dir an!« stellte er fest.

Zum Teufel, ja, es stimmte. Rampling hatte Angst. Er wollte nicht ebenfalls sterben, deshalb drückte er wieder ab, doch Terence Pasquanell steckte die Treffer weg, als befänden sich Platzpatronen in Ramplings Waffe.

Der Sergeant stieg die Stufen immer schneller hinauf, verfeuerte sämtliche Kugeln, obwohl er längst begriffen hatte, daß das zwecklos war.

Im zweiten Stock hatte er keine Patrone mehr in der Trommel. Er schleuderte Pasquanell die leergeschossene Waffe entgegen, drehte sich um und rannte zur dritten Etage hinauf. Dort versteckte er sich in einer leeren Wohnung.

Er stemmte sich mit dem Rücken gegen die geschlossene Tür, keuchte schwer und hörte Pasquanell näherkommen.

Ihm fiel der Streifenwagen ein. Er hätte versuchen müssen, an Terence Pasquanell vorbeizukommen. Statt dessen war er nach oben geflohen. Blitzschnell überlegte Rampling, ob er zum Fenster eilen und an der Hausfassade hinunterklettern sollte.

Aber er befand sich im dritten Stock, und er hatte sich noch nie als Fassadenkletterer versucht.

Der Zeit-Dämon erreichte die Tür, an der Jack Rampling, zitternd vor Aufregung, lehnte. Pasquanell versuchte die Tür zu öffnen. Rampling stemmte sich gleich fester dagegen.

Da bekam die Tür einen Schlag, dem Jack Rampling nichts entgegenzusetzen vermochte. Sie schwang auf, und der Polizist wurde in den Raum geschleudert. Er landete in der Nähe des Fensters auf dem Boden, rollte herum und sprang auf.

Jetzt befand er sich unmittelbar vor dem offenen Fenster, und Terence Pasquanell stand in der Tür. Ein kühler Luftzug strich über Ramplings Nacken.

»Spring!« befahl ihm der Zeit-Dämon.

Jack Rampling schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein!« stieß er krächzend hervor.

»Du wolltest dich doch vor mir in Sicherheit bringen«, höhnte

Terence Pasquanell. »Dort unten bist du sicher vor mir, also spring!«

Der Polizist wandte den Kopf und blickte schaudernd in die Tiefe.

»Spring!« verlangte Pasquanell wieder. Seine Stimme war plötzlich ganz nahe. Rampling hatte ihn nicht kommen gehört. Sein Herzschlag setzte aus. Der Zeit-Dämon hatte sich ihm auf Armlänge genähert.

Freiwillig wollte Jack Rampling nicht aus dem Fenster springen. Da griff er Terence Pasquanell lieber an, obwohl das wahrscheinlich aussichtslos war, aber er wollte es wenigstens versucht haben.

Aber der Zeit-Dämon ließ ihn nicht an sich heran. Wieder attackierte Terence Pasquanell mit schwarzer Magie.

Er berührte Rampling nicht, dennoch fühlte sich dieser hochgerissen. Rampling hing über der Fensterbank, schrie und strampelte, und die Kraft, die ihn hielt, trug ihn weiter hinaus.

Er sah den Gehsteig unter sich, und in seinem Inneren krampfte sich alles zusammen. Wenn diese unsichtbare Kraft ihn losließ, würde er fallen!

Und sie hielt ihn nicht länger fest... Mit einem letzten, entsetzten Schrei stürzte der Sergeant in die Tiefe...?

\*\*\*

Ich kaute an einem Lakritzebonbon herum. Die Stimmung war gedrückt. Selten hatte ich eine so dichte, angespannte Atmosphäre erlebt. Die Stille glich der Ruhe vor dem Sturm.

Mir war, als würde das Grauen in diesen Augenblicken tief Atem holen.

Alastair Genn, Henry Jenkins, John Joyce und Pater Severin, das waren die Opfer, aber das hieß nicht, daß wir nichts zu befürchten hatten.

Wenn wir uns schützend vor diese Männer stellten, würde das Höllenschwert auch uns angreifen.

Mr. Silver ging ruhelos im Salon auf und ab.

»Kannst du dich nicht setzen?« fragte ich ihn. »Du machst mich nervös.«

»Tut mir leid«, brummte der Ex-Dämon. »Ich kann nicht ruhig sitzen bleiben.«

»Wenn man bloß in Erfahrung bringen könnte, wo sich das Höllenschwert derzeit aufhält«, sagte Lance Selby. »Dann hätte dieses enervierende Warten ein Ende.«

»Ich habe eine Idee«, sagte Roxane.

»Der ›Weiße Kreis‹?« fragte ich.

»Genau!« rief Mr. Silver aus und schlug sich mit der Hand auf die Stirn. »Warum bin ich nicht schon längst auf diesen Gedanken gekommen?«

»Weil du ein Spätzünder bist«, sagte ich feixend.

»Sei vorsichtig mit dem, was du sagst«, knurrte der Ex-Dämon. »Ich könnte es in die falsche Kehle kriegen.«

»Das wäre nichts Neues«, stänberte ich. Ich fühlte mich im Moment etwas besser. Mein Optimismus stellte sich wieder ein.

Der »Weiße Kreis« konnte vielleicht unser Problem lösen; diese Aussicht gab mir Auftrieb. Es war zwar mitten in der Nacht, aber unsere Freunde würden Verständnis für unsere Situation haben und sich über die nächtliche Ruhestörung nicht ärgern.

Drei Männer aus der Welt des Guten und der Hexenhenker Anthony Ballard, mein Vorfahre, bildeten den »Weißen Kreis«, ein Bollwerk gegen böse Umtriebe.

Daryl Crenna alias Pakka-dee und seine Freunde arbeiteten ab und zu mit uns zusammen, wie es sich gerade ergab. Im Keller ihres Hauses befand sich Yuums Auge, das ihnen schwarze Aktivitäten zeigte, sobald diese ihren Lauf nahmen. Sempel ausgedrückt konnte man das Auge als eine Art Bildschirm bezeichnen.

Wenn wir Glück hatten, war darauf das Höllenschwert zu sehen. Dann konnten uns unsere Freunde sagen, wo sich die schwarze Waffe zur Zeit aufhielt.

Ich begab mich zum Telefon und wählte die Nummer unserer Freunde. Im Salon war es so still, daß man eine Stecknadel zu Boden fallen gehört hätte.

Alle waren gespannt, welches Ergebnis das Telefonat brachte. Das Freizeichen ertönte. Ich ließ es gut ein Dutzend Mal läuten. Dann meldete sich endlich Mason Marchand alias Fystanat.

»Hier ist Tony«, sagte ich. »Entschuldige die Störung. Ich würde um diese Zeit nicht anrufen, wenn's nicht eminent wichtig wäre.«

»Das weiß ich«, sagte Fystanat. »Was kann ich für dich tun, Tony?«

Ich berichtete ihm in Schlagworten, was lief, und sagte ihm, womit er uns helfen konnte.

»Ich rufe zurück«, versprach Mason Marchand. »Wie ist die Nummer?«

Ich las sie vom Apparat ab.

»In längstens zehn Minuten melde ich mich«, sagte der Mann aus der Welt des Guten und legte auf.

Ich schaute in die Runde. »Er ruft gleich zurück«, sagte ich und setzte mich in die Nähe des Apparats.

»Jetzt brauchen wir ein bißchen Glück«, sagte Lance Selby. »Dann gelingt es uns vielleicht sogar, dem Höllenschwert in den Rücken zu fallen.«

Alastair Genn wollte wissen, was es mit Yuums Auge auf sich hatte, als Lance diesen Namen erwähnte. Ich erklärte es dem greisen Theologieprofessor. Er schüttelte fassungslos den Kopf, »Was es nicht alles gibt. Phantastisch.«

»Das Auge hat nur einen Nachteil«, sagte ich. »Man kann es nicht beeinflussen, nicht steuern. Es arbeitet völlig selbständig und entscheidet, was es zeigt.«

»Es ist trotzdem eine unbezahlbare Einrichtung«, sagte Alastair Genn.

»O ja«, bestätigte ich. »Es war dem ›Weißen Kreis‹ schon oft eine große Hilfe. Kürzlich rettete mir Yuums Auge sogar das Leben. Ich befand mich in der Gewalt von zwei Zombies, die mich umbringen wollten. Glücklicherweise bekam das Brian Colley alias Thar-pex mit und eilte mir zu Hilfe.«

Daß sich Thar-pex mit Lichtgeschwindigkeit bewegen konnte, behielt ich für mich. Was ich erzählt hatte, war ohnedies schon schwer genug zu schlucken.

Das Telefon schlug an. Es war Fystanat. »Was zeigt das Auge?« wollte ich wissen. Ich hoffte auf eine erfreuliche Mitteilung, doch der Mann aus der Welt des Guten enttäuschte mich.

»Tut mir leid, Tony«, sagte Mason Marchand. »Kein Höllenschwert. Ein anderes Ereignis überdeckt die Aktivitäten der schwarzen Waffe. Wir werden uns darum kümmern.«

»Wenn wir ein Fernsehtelefon hätten, könntest du jetzt sehen, wie lang mein Gesicht ist«, sagte ich. Ich hatte keinen Grund, meine Enttäuschung zu verbergen.

»Wir werden eure Angelegenheit im Auge behalten«, versprach Fystanat. »Vielleicht zeigt uns das Auge schon morgen das Schwert, dann verständigen wir euch umgehend.«

»Danke, Fystanat, und viel Glück für die andere Sache«, sagte ich und ließ den Hörer in die Gabel fallen. Seufzend sagte ich zu den Anwesenden: »Fehlanzeige. Da kann man nichts machen. Wir haben es wenigstens versucht.«

Plötzlich brachte mich Mr. Silver mit einer raschen Handbewegung zum Verstummen. Seine markanten Züge strafften sich. Er war auf einmal ›ganz Ohr‹.

»Ich glaube, wir brauchen das Höllenschwert nicht mehr zu suchen«, sagte der Ex-Dämon. »Es ist hier.«

Ich schaute ihn überrascht an. »Hier? Was meinst du mit ›hier?‹

»Es befindet sich in diesem Haus!« behauptete der Ex-Dämon.

»Ich dachte, du hättest Türen und Fenster mit Dämonenbannern versehen«, sagte ich nervös.

»Es muß die Sperren irgendwie umgangen haben«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren. »Vielleicht ist es durch den Schornstein eingedrungen.«

»Prima, daß es dir jetzt erst einfällt«, maulte ich. »Das schwarze Schwert befindet sich also im Haus Und was tun wir jetzt?«

»Ganz klar, wir müssen es suchen«, sagte der Ex-Dämon.

Yul kletterte über die Felsen, unter denen er gelegen hatte. Er befand sich hier unter der Erde, in einem weit verästelten Höhlensystem.

Es fiel ihm nicht schwer, die Stelle zu finden, wo sich unter Mortimer Kulls Füßen der Boden geöffnet hatte. Kull war in ein klaffendes Loch gestürzt.

Der weiße Gigant sprang hinein. Er spürte eine feindliche Magie, kam mit ihr in Berührung, schützte sich vor ihr und ließ sich von ihr bereitwillig forttragen, denn dasselbe war mit Mortimer Kull passiert.

Mit großer Geschwindigkeit schoß Yul durch eine gewundene Röhre. Es ging steil bergab, die Wände waren glatt, und selbst Yul hätte es schwer gehabt, das Tempo zu drosseln.

Aber er wollte das gar nicht. Die Magie sollte ihn fortschwemmen, dorthin, wo sich Professor Kull befand.

Sie waren aus einem bestimmten Grund in dieses Reservat auf Protoc gekommen. Hier gab es eine Satansdroge, ein Höllenelixier, mit dessen Hilfe Mortimer Kull seine Computermagie stärken konnte.

Im Moment war seine Kraft lediglich ein Abklatsch von Atax' Stärke. Die Seele des Teufels war ihm überlegen. Er hatte Atax' Kraft zu spüren bekommen, und das hatte ihm ganz und gar nicht behagt.

Er durfte nicht unabhängig sein. Atax wollte es nicht. Wenn Kull aber erst einmal den Höllentrunk in sich hatte, würde er mindestens ebenso stark sein wie Atax, vielleicht sogar stärker. Dann konnte ihm die Seele des Teufels keine Vorschriften mehr machen.

Aus diesem Grund brauchte Mortimer Kull die Satansdroge. Deshalb hatte er sich in das Reservat der Meskyren gewagt, denn hier, nur hier, befand sie sich.

Abrupt war die Röhre, durch die die gegnerische Magie den Cyborg gejagt hatte, zu Ende. Yul fiel. Er drehte sich in der Luft und sah unter sich einen Wald von Stahlstacheln.

Mit einem Blick erkannte er, daß Professor Kull diesen Sturz überlebt hatte. Der dämonische Wissenschaftler hatte sich mit seiner künstlichen Magie geschützt, und da diese auch dem Cyborg zur Verfügung stand, lenkten die gegnerischen Kraftfelder auch ihn ab.

Wie eine Bombe schlug der weiße Gigant zwischen den Stacheln ein. Er wäre aber auch dann unverletzt geblieben, wenn er auf den schlanken, blinkenden Stacheln gelandet wäre, denn unter seinen synthetischen Muskelbergen befand sich ein Stahlpanzer, der nicht zu durchdringen war.

Yul richtete sich auf. Die wichtigen Zentren in seinem Innern, die für seine »Lebensfunktionen« verantwortlich waren, waren gut gesichert und gefedert. Selbst die stärksten Erschütterungen konnten ihnen nichts anhaben.

Die rot leuchtenden Kameraaugen des weißen Cyborgs blickten sich um und entdeckten Mumien und Skelette. Viele waren hier schon zu

Tode gestürzt und von den magisch geladenen Stahlstacheln aufgespießt worden.

Der nackte Gigant stand auf. Mortimer Kulls Anwesenheit hatte eine dünne Spur in der feindlichen Magie hinterlassen, die kaum wahrzunehmen war, aber Yul entdeckte sie mit seinen hochempfindlichen Sensoren und folgte ihr.

Auf diese Weise erreichte er das Ende des Stachelwaldes. Hier war die magische Präsenz nicht mehr so stark. Im Schutz bizarrer Felsformationen ging er weiter, obwohl er die Spur des dämonischen Wissenschaftlers verloren hatte.

Vielleicht ist es falsch, bei einer Maschine von Instinkt zu sprechen, aber etwas in der Art leitete Yul jetzt, und er fand Mortimer Kull wieder.

Er sah den Professor in einem magischen Käfig, dessen Stangen glühten. Kull war gefangen! Er lag in diesem Käfig und hatte anscheinend Schmerzen zu ertragen.

Wenn Yul überlegte, spielte sich das mit einer ungeheuren Geschwindigkeit ab. Für und Wider wurden blitzschnell abgewogen, und die Resultate erschienen wie auf einem inneren Bildschirm vor Yul. Mögliche Gefahren und Risiken wurden gleich mit aufgezeigt, und Yul fällte sodann die zwingende Entscheidung.

Er wollte Mortimer Kull aus diesem magischen Käfig holen. Als er sich anschickte, sein Versteck zu verlassen, tauchten Meskyren auf. Der weiße Gigant zuckte sofort wieder zurück und disponierte um. Im Moment war es besser, abzuwarten.

\*\*\*

Der Parapsychologe Lance Selby war seit einiger Zeit kein gewöhnlicher Mensch mehr. Der sympathische Professor, Tony Ballards Freund und Nachbar, hatte einen schweren Leidensweg hinter sich.

Er war in die weiße Hexe Oda verliebt und hatte mit ihr zusammengelebt. Oda war Yoras Zwillingsschwester, aber das sei nur am Rande vermerkt.

Das Unglück nahm für Lance Selby seinen Lauf, als er Mortimer Kull in die Hände fiel. Das wahnsinnige Genie machte aus dem Parapsychologen einen gefährlichen Kamikaze-Killer, den er gegen Tucker Peckinpah einsetzte, und Lance ging tatsächlich los, um den reichen Industriellen zu töten und dabei selbst zu sterben. [5]

Roxane konnte es verhindern, indem sie Lance in einen magischen Schlaf versetzte, aus dem sie ihn erst wieder wecken wollte, wenn feststand, wie man die Zeitbombe in seinem Inneren entschärfen konnte.

Die Ereignisse entwickelten sich aber völlig anders, und Lance wurde

zum Greis und starb schließlich. Gleichzeitig wurde Oda von Mago mit dem Höllenschwert - es befand sich vorübergehend in seinem Besitz - getötet. [6]

Ihre Seele konnte den Körper jedoch noch rechtzeitig verlassen, so daß Mago nur diesen vernichtete, während Odas Geist Lance Selbys Körper übernahm, ihn zu neuem Leben erweckte, ihn wieder verjüngte und zu dem machte, was er einmal gewesen war.

Seitdem standen dem Parapsychologen Hexenkräfte zur Verfügung. Ihrer bediente er sich nun.

Sie waren ausgeschwärmt, um das Höllenschwert zu suchen. Pater Severin und Roxane waren im Salon bei Alastair Genn, Henry Jenkins und John Joyce geblieben, während er, Tony Ballard und Mr. Silver die schwarze Waffe zu finden versuchten, der es gelungen war, durch den ungesicherten Kaminschacht in Genns Haus zu gelangen.

Es gab unzählige Verstecke in Genns altem Haus. Überall konnte das Schwert lauern und zuschlagen, wenn niemand es erwartete, deshalb war es ratsam, mit äußerster Vorsicht vorzugehen.

Wie gefährlich das Höllenschwert war, war bekannt. Lance Selby warf immer wieder einen nervösen Blick zurück, um von der schwarzen Waffe nicht überrascht zu werden.

Er tastete den großen Raum, in dem er sich befand, mit seinen Geistfühlern ab. Seine Nerven waren straff gespannt. Eine knisternde Spannung hüllte ihn ein.

Er hatte ein wenig Angst vor der Konfrontation mit dem Höllenschwert, denn die grausame Waffe war stark, stärker als er und die Hexenkraft, die sich in ihm befand.

Er konnte zwar schwarze Angriffe besser abwehren als ein gewöhnlicher Mensch, doch Hexenkräfte hatten ihre Grenzen, die weit unter dem lagen, was das Höllenschwert zu bieten hatte.

Aber eine Zeitlang hoffte Lance, sich die schwarze Waffe vom Leib halten zu können. Nur so lange, bis ihm Tony Ballard und Mr. Silver zu Hilfe kamen.

Mit vereinten Kräften würden sie das schwarze Schwert dann bestimmt bezwingen. Viele Hunde sind des Hasen Tod...

Lance hatte ein merkwürdiges Gefühl. Er glaubte, dem Frieden, der in diesem Raum herrschte, nicht trauen zu können. Hielt sich das Höllenschwert hier versteckt? Wenn es sich magisch abschirmte, konnte es Lance mit den Hexenfühlern nicht ertasten.

Schwere, dicke Samtvorhänge gaben dem Raum eine weiche Atmosphäre. Auf dem Parkettboden lag ein großer alter Teppich. Lance Selby befand sich neben einem eineinhalb Meter hohen Standglobus. Ein gedrechseltes Eichenholzgestell trug die Welt.

Lance hatte die Tür offengelassen, um sich zurückziehen zu können, falls die Situation für ihn brenzlich zu werden drohte. Er hielt nichts



von falsch verstandener Tapferkeit, die ihm nur eines einbringen konnte: den Tod.

Ein kalter Hauch streifte ihn und bewegte die Tür, zuerst langsam, dann schneller, und schließlich fiel sie zu. Lance drehte sich argwöhnisch um.

Wie konnte ein solcher Luftzug in einem Raum entstehen, dessen Fenster geschlossen waren? Hier stimmte etwas nicht! Der Professor drehte den Kopf zurück, und im nächsten Moment stockte ihm der Atem.

Da war es - das Höllenschwert!

\*\*\*

Die Magie des glühenden Käfigs machte Mortimer Kull arg zu schaffen. Von allen Seiten attackierte sie ihn. Er wußte nicht, wie er sich vor ihr schützen sollte. Sie fand immer eine Möglichkeit, in seinen Körper einzudringen und ihn zu peinigen.

Er spürte, wie sie ihm Kraft absaugte, und das war gefährlich. Wie sollte er die gefährvollen Hürden überwinden, wenn ihm nicht mehr genügend Magie zur Verfügung stand.

Obwohl er sich schon längere Zeit im Reservat der Meskyren befand, hatte er erst einen Halbaffen gesehen, und zwar Dondo. Der Lemur lebte inzwischen nicht mehr.

Kull hatte gehofft, von ihm zu erfahren, wo genau sich die Satansdroge befand, doch Dondo hatte keine Zeit mehr gehabt, es ihm zu verraten.

Der magische Käfig schwächte den künstlichen Dämon mehr und mehr. Er lag auf dem Boden, krümmte und wand sich und stöhnte.

Plötzlich ließen die Qualen etwas nach. Kull atmete auf. Hatte der magische Käfig sich genug ausgetobt? Hatte er sein Pulver verschossen?

Vielleicht hatte der Käfig die Absicht gehabt, ihn zu vernichten, und es war ihm nicht gelungen. Kull lag mit geschlossenen Augen da und hoffte, rasch zu neuen Kräften zu kommen. Es mußte ihm gelingen, auszubrechen. Er war auf sich allein gestellt. Mit Yuls Hilfe konnte er nicht mehr rechnen. Yul lag unter schweren Felsblöcken, war unbrauchbar geworden.

Eine Fehlentwicklung der OdS-Forscher! Sollte es Kull jemals gelingen, zur Erde zurückzukehren, würde er die zuständigen Leute zur Verantwortung ziehen. Es würden Köpfe rollen!

Ein knirschendes Geräusch drang an Kulls Ohren. Er zuckte kaum merklich zusammen.

Da ist jemand! durchfuhr es ihn.

Sollte er sich tot stellen? Konnte der magische Käfig töten? Hätte ein normaler Mensch die magische Folter ausgehalten, oder wäre er daran

zugrunde gegangen?

Kull ließ noch einen Moment die Augen geschlossen, dann riß er sie auf und hob den Kopf. Niemand sollte annehmen, er wäre schon erledigt. Noch konnte er kämpfen. Er spürte sogar, wie neue Kraft ihn durchströmte.

So schnell gab sich Professor Mortimer Kull nicht geschlagen! Mit ihm war nach wie vor zu rechnen!

Er stützte sich auf die Ellenbogen.

Lemuren!

Sie waren nackt, hatten Menschenkörper und Affenköpfe. Kull zählte sie.

Er kam auf sieben Meskyren. Vielleicht hielten sich weitere von ihnen im Hintergrund auf.

Die sieben Halbaffen kamen langsam näher. Sie bildeten eine Reihe und betrachteten Mortimer Kull wie ein Wundertier. War er der erste Mensch, den sie zu Gesicht bekamen?

Es hätte ihn gefreut, wenn sie ihn aus diesem Grund für einen Gott gehalten und dementsprechend behandelt hätten. Kull setzte sich auf und umschlang die angezogenen Beine mit den Armen.

Da er Atax' Kraft kopiert hatte, war es ihm auch möglich, dessen Gestalt anzunehmen. Sollte er sich verwandeln? War Atax hier bekannt? Wie würden die Lemuren darauf reagieren?

Kull entschloß sich, lieber abzuwarten. Mit großen, glänzenden Augen musterten ihn die Halbaffen. Sie blieben einen Meter vor den glühenden Gitterstäben stehen.

Zorn wallte in Mortimer Kull auf. Er haßte es, auf diese impertinente Weise angeglotzt zu werden. »Was starrt ihr mich so an?« herrschte er sie an. »Ich verlange, daß ihr diesen Käfig öffnet und mich freilaßt!«

»Das können wir nicht«, sagte einer der Lemuren. Er sah am verschlagensten von allen aus.

»Soll ich ewig in diesem verdammten Käfig bleiben?« schrie ihn Mortimer Kull an.

»Der Käfig wird sich selbst öffnen.«

»Wann?« wollte der dämonische Wissenschaftler wissen.

»Zu gegebener Zeit«, sagte der Meskyr. »Du mußt magische Kräfte besitzen, sonst würdest du nicht mehr leben. Du bist in den Wald der Stacheln gestürzt, ohne verletzt zu werden, und du hast der Kraft dieses Käfigs getrotzt.«

»Und wenn ich hier rauskomme, werde ich euch alle töten, darauf könnt ihr euch verlassen«, schrie Kull zornig.

»Was bist du?« fragte der Halbaffe ungerührt. »Ein Magier? Ein Dämon?«

Der dämonische Wissenschaftler antwortete nicht darauf. Statt dessen forderte er wieder lautstark seine Freiheit, die er jedoch nicht bekam.

Der Lemur wollte wissen, woher Kull kam und was er im Reservat der Meskyren suchte. Kull starrte den Halbaffen nur haßerfüllt an. »Dich werde ich als ersten töten!« knurrte er. »Und anschließend deine verfluchten Freunde!«

»Du bist stark. Vielleicht stärker als Obbsy.«

»Wer ist Obb-sy?« fragte Kull wütend.

»Er dient Landa.«

»Verdammt, und wer ist Landa?« schrie Kull.

»Unsere Königin«, antwortete der Lemur unbeeindruckt. »Du wirst gegen Obb-sy kämpfen, und wenn du ihn besiegst, darfst du Landa dienen. Du wirst dann Obb-sys Platz einnehmen. Aber sei gewarnt. Obb-sy ist ein äußerst gefährlicher Gegner. Er ist schlau und kennt viele magische Tricks. Bisher ist es noch keinem gelungen, ihn zu beseitigen.«

»Ich denke nicht daran, gegen ihn zu kämpfen!« brüllte Mortimer Kull gereizt.

»Du mußt - sobald sich dieser Käfig öffnet.«

»Ich besiege diesen Idioten Obb-sy doch nicht, um anschließend Landa zu dienen«, polterte Mortimer Kull. »Ich bin kein Diener, ich bin ein Herrscher. Der Tag ist nicht mehr allzu fern, an dem ich die Erde beherrschen werde. Denkt ihr, da spiele ich hier die lächerliche Rolle eines Dieners? Ich werde nicht kämpfen, auf gar keinen Fall. Ich bin nicht hier, um etwas zu eurer Belustigung beizutragen.«

»Obb-sy wird dir keine andere Wahl lassen«, sagte der Lemur. »Er wird dich angreifen, um seine Position zu behalten. Wenn du nicht kämpfst, wird er dich vernichten.«

Der Meskyr hielt plötzlich etwas in seinen hohlen Händen, die er vorstreckte. Es bewegte sich und war beharrt. Es erinnerte Mortimer Kull an eine Raupe, war aber zehnmal größer als das größte Exemplar, das der dämonische Wissenschaftler je gesehen hatte.

Der Halbaffe warf die Riesenraupe in den magischen Käfig. Sie landete in Kulls Nähe, und jetzt sah er, daß die dünnen schwarzen Härchen, die ihren Körper bedeckten, in Wirklichkeit Röhrchen waren, denen nun schwarzer Qualm entstieg.

Er atmete etwas von dem Gift ein, ehe er handelte. Übelkeit würgte ihn, ihm wurde schwindelig, er war schwer benommen. In seiner grenzenlosen Wut schlug er mit der Faust auf die Raupe ein, die auf ihn zukroch.

Er schlug sie zu Brei, der klebrig an seiner Faust haftenblieb. Über seine Augen senkte sich ein trüber Vorhang, hinter dem die Lemuren verschwanden.

Er glaubte zu spüren, wie der magische Käfig wieder hochgehoben und von jenem unsichtbaren Kran weitertransportiert wurde. Was würde die nächste Station sein?

Die Spitze des Höllenschwerts wies auf Lance Selbys Brust. Und noch bevor er Tony Ballard und Mr. Silver zu Hilfe rufen konnte, griff es an, rotierte in der Luft wie ein blinkendes Rad und »rollte« mit ungeheurer Geschwindigkeit heran.

Lance aktivierte die Hexenkraft. Er wich dem angreifenden Wesen aus. Das Höllenschwert zertrümmerte den großen Globus. Glutbälle entstanden in Lances Händen, gefüllt mit Magie.

Er drehte sich um und warf den ersten Feuerball, verfehlte die Klinge des Höllenschwerts nur ganz knapp. Die Glutkugel knallte gegen die Wand und zerplatzte.

Lance warf die zweite. Das schwarze Schwert wich zur Seite und kreiselte dann waagerecht auf den Parapsychologen zu.

Lance zuckte nach unten. Pfeifend und surrend flog die Waffe über ihn hinweg und hämmerte eine Schranktür entzwei. Jetzt hatte Lance die Chance, seine Freunde zu rufen.

»Tony!« brüllte er aus Leibeskräften. »Silver!«

Das Höllenschwert kam zurück. Es drang auf Lance Selby ein, wollte ihn schnell zum Verstummen bringen. Doch er schrie die Namen wieder.

Jeden magischen Schutz, den Lance mit Hilfe der Hexenkraft schuf zerstörte das Höllenschwert mühelos. Es ließ sich nicht aufhalten. Was immer auch Lance versuchte, es brachte nicht den gewünschten Erfolg.

Jetzt blieb er, während er zurückwich, mit den Absätzen am Teppichrand hängen. Schlagartig wich das Blut aus seinem Gesicht. Seine Augen weiteten sich in purem Entsetzen.

Er verlor das Gleichgewicht und wußte, was das für verhängnisvolle Folgen haben konnte, deshalb ruderte er verzweifelt mit den Armen, doch es nützte ihm nichts.

Er konnte den Sturz nicht verhindern. Hart landete er auf dem Boden, und das Höllenschwert war sofort über ihm.

Lance wälzte sich zur Seite. »Tony! Silver!« schrie er.

Die Klinge verfehlte ihn um Haaresbreite. Sie bohrte sich in den Teppich und in den darunter befindlichen Holzboden, zuckte hoch und stach sofort wieder zu.

Diesmal wälzte sich Lance nach der anderen Seite, und abermals schaffte er es mit großer Mühe, dem tödlichen Treffer zu entgehen. Er sprang auf und versuchte die Tür zu erreichen, doch das wußte das Höllenschwert zu verhindern.

Es drängte ihn in eine Ecke des Raumes und stellte ihn dort. Es gab keine Fluchtmöglichkeit mehr für Lance. Er konnte nicht zurück und

auch nicht zur Seite ausweichen, und vor ihm schwebte das Höllenschwert.

In seiner Rechten entstand ein neuer Glutball. Diesmal mußte er treffen, sonst war er verloren. Lance täuschte das Höllenschwert wie ein Handballspieler den Tormann.

Die schwarze Waffe wich vorzeitig aus. Noch hatte Lance die Glutkugel nicht geworfen. Jetzt aber tat er es, und sie traf die breite, leicht gebogene Klinge.

Lance hatte der Kugel einen starken Drall gegeben, so daß sie über die gesamte Länge der Klinge rollte und erst am Faustschutz zerplatze.

Die Kugel war weg, aber das Höllenschwert zeigte Wirkung!

Lance Selbys Herz machte einen Freudensprung, als er sah, wie die schwarze Waffe taumelte. Sie schien sich nicht mehr in der Luft halten zu können, sackte ab und landete angeschlagen auf dem Teppich.

Der Parapsychologe konnte sein Glück kaum fassen. Hatte er das Höllenschwert tatsächlich besiegt... oder versuchte es ihn nur zu täuschen?

\*\*\*

Yuls rote Kameraaugen nahmen alles auf, und seine Ohren wurden zu Richtmikrofonen, wodurch es ihm möglich war, zu hören, was zwischen Mortimer Kull und dem Meskyr gesprochen wurde.

Der Cyborg checkte den Dämonenspeicher durch. Einen Obb-sy fand er nicht, also trug er diesen Namen nach.

Er hätte die Meskyren angreifen und töten können, aber er sah keinen Sinn darin, deshalb blieb er in seinem Versteck und beschränkte sich aufs Beobachten.

Die Halbaffen traten in diesem Augenblick zurück. Der magische Käfig schwebte hoch und wurde fortgetragen. Die Meskyren entfernten sich in der gleichen Richtung, und Yul verfolgte sie.

Er schaltete seine Augen auf Strahlung und machte auf diese Weise für sich magische Fallen sichtbar. Er war perfekt. Genau genommen war er besser als Mortimer Kull, doch das sollte der Professor nie erfahren, sonst würde er ihn zerstören.

Mortimer Kull duldete niemanden über sich. Schon gar nicht ein Maschinenwesen, das ihn unter Umständen beherrschen konnte.

Der Käfig mit den glühenden Stangen senkte sich in einen Felsenkessel und verschwand aus Yuls Blickfeld. Das störte den Cyborg nicht. Er war zuversichtlich, den Professor bald wiederzusehen.

Yul war so programmiert, daß er völlig selbständig denken und handeln konnte. Etwaige Fehler im System behob er innerhalb kürzester Zeit, und er besaß einen Lernspeicher, den er ständig mit Erfahrungswerten fütterte.

Was Yul einmal gespeichert hatte, vergaß er nicht mehr. Auch in dieser Hinsicht war er also besser und zuverlässiger als Mortimer Kull.

Die Meskyren verschwanden zwischen hoch aufgeschichteten Steinkegeln. Der weiße Gigant folgte ihnen. Hinter den Kegeln konnte er einen ungehinderten Blick in den Felsenkessel werfen.

Er sah den magischen Käfig wieder, in dem Mortimer Kull nach wie vor gefangen war.

Doch in diesem Moment endete diese Gefangenschaft. Die Gitterwände des Käfigs klappten in vier Richtungen auseinander.

Mortimer Kull war frei!

\*\*\*

Terence Pasquanell lachte grausam. Die Polizisten hatten gewußt, daß er gefährlich war, aber sie hatten nicht geahnt, daß er so gefährlich sein konnte.

Nun, sie hatten ihre Unwissenheit und ihre Unverfrorenheit, ihn festnehmen zu wollen, mit dem Leben bezahlt, und Pasquanell kümmerte sich nicht weiter um sie.

Er stieg die Stufen hinunter und verließ das Abbruchhaus. Daß er das Höllenschwert nicht bezwungen hatte, ärgerte ihn, doch es war noch nicht aller Tage Abend.

Er würde es wieder versuchen, würde nicht damit aufhören, bis es ihm gelungen war, das Höllenschwert in seinen Besitz zu bringen. Und dann...

Menschen und Schwarzbütler würden dann vor ihm zittern müssen. Er würde einen Weg gehen, den vor ihm noch kein Mensch einschlagen konnte, und wer sich ihm entgegenstellte, würde sein Leben verlieren.

Er würde selbst nicht davor zurückschrecken, Asmodis, den Höllenfürsten, anzugreifen. Mit dem Höllenschwert in der Hand konnte Terence Pasquanell sehr viel erreichen.

Diese Aussicht ließ seine Augen, die magischen Diamanten, funkeln. Er hatte sich verändert, hatte mit jenem Terence Pasquanell, der in Kanada Werwölfe gejagt hatte, nichts mehr gemein.

Er wollte von jenem Leben nichts mehr wissen. Es war in seinen Augen ein Schandfleck, und er würde nun alles tun, um ihn zu tilgen und vergessen zu machen.

Der bärtige Mann begab sich zum Streifenwagen und stieg ein. Die Polizisten hatten keine Verwendung mehr dafür. Ihm aber kam das Fahrzeug sehr gelegen.

\*\*\*

Als ich Lance Selby meinen Namen rufen hörte, wirbelte ich herum und verließ den Raum, in dem ich mich gerade befand. Ich hatte geglaubt, die Nähe des Höllenschwerts zu spüren, doch das mußte ein

Irrtum gewesen sein, sonst hätte Lance nicht so gebrüllt.

Ich hetzte aus dem Zimmer auf den Flur, stieß mit Mr. Silver zusammen.

»Das ist Lance!« keuchte der Ex-Dämon.

»Du merkst aber auch alles« gab ich zurück. Wir rannten den Flur entlang und die gewundene Treppe hinunter. Der Kampfplärm machte mich furchtbar nervös.

Lance befand sich mit dem Höllenschwert allein in einem der Räume. Allein!

Mein Kampf gegen die schwarze Waffe lag noch nicht lange zurück. Ich wußte, was es hieß, permanent von diesem gefährlichen Schwert attackiert zu werden.

Lance stand zwar Odas Hexenkraft zur Verfügung, aber ich glaubte nicht, daß sie ausreichte, um das Schwert zu bezwingen.

Es war nicht schwierig, den richtigen Raum zu finden. Mr, Silver, dieser hünenhafte Koloß, war diesmal etwas langsamer als ich. Vielleicht beflügelte die Angst um Lance meine Füße, jedenfalls erreichte ich die Tür, hinter der sich der Kampf auf Leben und Tod abspielte, vor dem Ex-Dämon.

Ich war bereit, für Lance Selby alles zu geben. Kraftvoll stieß ich die Tür auf, und im nächsten Moment griff ich nach meinem Dämonendiskus.

Ich hatte erwartet, daß der Kampf immer noch tobte und sich zu Lance Selbys Ungunsten zuspitzte, doch das war nicht der Fall.

Es war für mich fast unbegreiflich, aber der Kampf war zu Ende, und nicht das Höllenschwert hatte gesiegt, sondern mein Freund Lance!

Das Höllenschwert lag auf dem Boden wie ein zur Strecke gebrachtes Tier. War es ›tot? Hatte Lance Selby die schwarze Kraft, die das Höllenschwert so lange beseelte, vernichtet?

Dann war das Schwert für uns wertlos.

Schwerter gibt es wie Sand am Meer, aber nur ein Höllenschwert.

Lance atmete schwer. Er stand in der Ecke des Raumes und schien es selbst nicht fassen zu können, daß es ihm allein und ohne unsere Hilfe gelungen war, mit diesem gefährlichen Gegner fertigzuwerden.

Ich ließ den Dämonendiskus, wo er war. Ich brauchte ihn nicht mehr. Verblüfft schaute ich den Parapsychologen an.

»Lance, wie hast du das geschafft?«

Der Parapsychologe hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Tony. Das Schwert trieb mich in die Enge, ich war gezwungen, mich zu verteidigen... Vielleicht wuchs Odas Geist in diesem Moment über sich selbst hinaus... Vielleicht traf mein Glutball das Schwert auch an einer empfindlichen Stelle... Ich weiß es wirklich nicht.«

»Das Höllenschwert«, sagte Mr. Silver neben mir. Seine perlmuttfarbenen Augen waren auf die schwarze Waffe gerichtet.

Auch ihm war es ein Rätsel, woher Lance Selby soviel Kraft nehmen konnte, um mit dem Höllenschwert ohne Hilfe fertigzuwerden, das sah ich ihm an. »Da liegt es.«

»Es ist vorbei«, sagte ich zu Mr. Silver. »Du kannst es dir wiederholen. Ich wage es nach wie vor nicht anzufassen. Vielleicht ist es nur »betäubt.«

Lance Selby löste sich aus der Ecke.

»Du bist der Größte, Lance!« sagte ich begeistert. »Silver wird das Höllenschwert testen. In wenigen Augenblicken werden wir wissen, woran wir mit ihm sind.«

»Ja«, seufzte Lance und betrachtete verwundert seine Hände. »Ich muß wirklich »der Größte« sein, sonst wäre ich mit dem Höllenschwert nicht fertiggeworden.«

Mr. Silver ging an mir vorbei. Er näherte sich der schwarzen Waffe sehr vorsichtig. Es war besser, dem Frieden nicht zu trauen. Lance machte den nächsten Schritt aus der Ecke. Er lächelte schief. »Meine Knie sind wie Gummi«, sagte er.

Mr. Silver erreichte das Schwert. Er bückte sich, um es aufzuheben. Da zeigte es uns, wie falsch, hinterhältig und verschlagen es war.

Von Schwäche keine Spur!

Es war nicht erledigt, nicht einmal angeschlagen. Es hatte sich bloß »totgestellt«!

Doch nun wurde es wieder verdammt »lebendig«!

Es flitzte unter Mr. Silvers Hand durch, sauste durch den Raum und hatte ein neues Ziel: mich!

Mir gefror das Blut in den Adern.

\*\*\*

Das Betäubungsgas, das die magische Raupe verströmt hatte, ließ nach, der Vorhang, der sich über Mortimer Kulls Augen gelegt hatte, hob sich langsam.

Er bekam mit, daß er sich in einem engen Felsenkessel befand, und in diesem Moment klappten die Gitterwände um ihn herum auseinander. Er war nicht mehr gefangen.

Jedenfalls nicht mehr in diesem Käfig. Dafür aber in diesem steinernen Kessel, dessen Wände so steil und glatt waren, daß man an ihnen nicht hochklettern konnte.

Die Worte des Meskyren fielen Mortimer Kull ein. Wenn der Käfig sich öffnete, würde er kämpfen müssen. Der magische Käfig würde ihn nur freigeben, damit er sich mit Obb-sy messen konnte.

Kull würde diesen unbekannten Gegner töten müssen, wenn er am Leben bleiben wollte. Aber Landa würde er nicht dienen, niemals. Er war nicht hier, um die Rolle eines Dieners zu übernehmen. Er wollte das Höllenelixier haben, es in sich aufnehmen und mit dieser neuen



Kraft zur Erde zurückkehren.

Noch leicht benommen erhob sich Mortimer Kull. Der Boden unter seinen Füßen war sandig. Häßlich grau war dieser Sand, unansehnlich.

Die glühenden Gitter waren zur Seite gekippt. Mortimer Kull fühlte sich in ihrer Mitte unbehaglich, deshalb wollte er sie verlassen.

Da alarmierte ihn plötzlich ein aggressives Zischen, und als er genau hinsah, erkannte er, daß die Stäbe zu leben begannen. Sie wurden zu Schlangen, die von allen Seiten auf ihn zukrochen.

Sie richteten sich auf, pendelten wie gereizte Kobras hin und her, umringten ihn.

Kull fluchte.

Er rechnete damit, daß die Glutreptilien gleich zubeißen würden, und er hoffte, daß seine Computermagie ausreichen würde, um ihn zu schützen.

Das Fauchen und Zischen der Schlangen wurde lauter. Es ging ihm auf die Nerven. Er wollte nicht warten, bis sie ihn angriffen, griff lieber selbst an.

Er brüllte eine Formel in der Dämonensprache, und war über die starke Wirkung selbst überrascht. Die Schlangen duckten sich! Oder wurden sie niedergepreßt?

Mortimer Kull packte eines der Tiere und setzte es wie eine Peitsche ein. Er schlug sich den Weg frei, durchbrach den tödlichen Schlangenring und warf die Reptilienpeitsche in den Kreis.

Ein letztes Zischen flog ihm entgegen, dann vergingen die glühenden Tiere.

Und die Felsen, die Mortimer Kull umgaben, grollten dumpf. Oder war es Obb-sy, der gedacht hatte, seinen Widersacher ausschalten zu können, ohne selbst in Erscheinung treten zu müssen?

Der dämonische Wissenschaftler drehte sich um die eigene Achse. Grauer Fels umgab ihn.

Wo war Obb-sy?

Zorn wallte in ihm auf. »Na schön, Obb-sy!« rief er. Seine Stimme hallte laut in dem steinernen Kessel. »Ich bin bereit, gegen dich zu kämpfen! Und ich werde dich vernichten!«

Wieder war dieses dumpfe Grollen zu vernehmen. Mortimer Kull schaute sich mißtrauisch um.

»Wo bist du, Obb-sy?«

Der Feind zeigte sich nicht. War es Feigheit? Oder war Obb-sy unsichtbar? Kull versuchte ihn aufzuspüren. Er öffnete sein dämonisches Inneres, um feindliche Schwingungen besser wahrnehmen zu können.

Das Grollen wiederholte sich, und diesmal fiel dem dämonischen Wissenschaftler etwas auf, das ihn sehr beunruhigte. Ein Teil der

Kesselwand bewegte sich, kam auf ihn zu.

Irgendwann würde er von diesem grauen Gestein zermalmt werden!

\*\*\*

Terence Pasquanell ließ sich von seinem dämonischen Instinkt leiten. Er fuhr mit dem Polizeiwagen durch die Stadt.

Plötzlich wurden Mike Carradine und Jack Rampling über Funk gerufen.

Der Zeit-Dämon lachte rauh. »Die gibt es nicht mehr, die könnt ihr vergessen.«

Er schaltete den Polizeifunk ab, um sich besser konzentrieren zu können. Er fuhr durch London, als würde er von einem Leitstrahl geführt.

Schwarzen Wesen fiel es leicht, einander aufzuspüren. Pasquanell war nicht der Feind des Höllenschwerts. Wenn sie sich auch noch nicht einig waren, so standen sie doch beide auf derselben Seite.

Deshalb gelang es dem Zeit-Dämon, das Höllenschwert wiederzufinden, während dies Mr. Silver zum Beispiel nicht geschafft hätte.

Pasquanell fuhr an Alastair Genns Haus vorbei. Er stellte den Streifenwagen drei Straßen entfernt ab und kehrte zu Fuß zurück.

Ganz deutlich hatte er die Präsenz des Höllenschwerts gespürt, und er brannte nun darauf, sich die starke Waffe zu holen.

Er erreichte das Haus des greisen Theologieprofessors und schlich zur Hinterseite. Neben einem Fenster blieb er stehen. Der Raum dahinter lag in völliger Dunkelheit.

Hier wollte Pasquanell einsteigen.

Er trat vor das Fenster. Als er es berührte, gab es für ihn eine unerfreuliche Überraschung. Er riß die Hände zurück und hätte beinahe laut aufgeschrien.

Jemand hatte das Fenster mit einem Dämonenbanner gesichert, dessen abweisende Kraft der Zeit-Dämon zu spüren bekam. Wut verzerrte das bärtige Gesicht des Kanadiers.

Ein ziehender Schmerz tobte in seinen Händen. Er schüttelte sie heftig und knurrte wie ein Wolf. Wütend eilte er weiter. Als er sein Glück beim nächsten Fenster versuchen wollte, passierte ihm dasselbe, und sein Mißerfolg fand seine Fortsetzung, als er eine Tür öffnen wollte.

Ratlos und zornig sah er an der Fassade hoch.

Das Höllenschwert befand sich in diesem Haus, das spürte er ganz genau.

Aber wie war es hineingekommen?

Die Sperren der Dämonenbanner konnte es nicht durchbrochen haben. Es mußte also ein Fenster oder eine Tür geben, die man zu

sichern vergessen hatte.

Diese Schwachstelle suchte Terence Pasquanell.

Aber er fand sie nicht.

\*\*\*

Immer näher rückte die Felswand. Schob Obb-sys Kraft sie auf Mortimer Kull zu? Er versuchte sie mit schwarzmagischen Sprüche zu stoppen, doch sie kam weiterhin näher.

Es gab mit Sicherheit eine Formel, die wirkte, doch es war keine von denen, die dem dämonischen Wissenschaftler einfielen.

Drei Meter waren die Wände nur noch voneinander entfernt. Kull stemmte sich dagegen. Lächerlich. Er gab es auch sofort wieder auf. So konnte doch nicht sein Kampf gegen Obb-sy aussehen.

Wo waren die Meskyren? Beobachteten sie dieses mörderische Schauspiel? Machte es ihnen Spaß, zuzusehen, wie er verzweifelt versuchte, die Ausweglosigkeit seiner Situation in den Griff zu bekommen?

Er wich zurück; noch war das möglich. Schwitzend und keuchend lehnte er sich gegen die Felswand. Felswand? Sie war an dieser Stelle weich! Felsen sind nicht weich, auch nicht auf Protoc!

Mortimer Kull fuhr herum. Er sah einen Felsen, doch es war ein Trugbild. Wenn er es berührte, spürte er etwas Weiches. Er griff mit beiden Händen zu, und es ließ sich auseinanderschieben.

Er hatte den Ausgang gefunden!

Hier konnte man den Felsenkessel verlassen. Kull war sofort viel ruhiger. Es störte ihn nicht mehr, daß die Wand bereits bis auf zwei Meter herangerückt war.

Er hatte es nicht einmal besonders eilig, durch die Öffnung zu schlüpfen. Wulstig legte sich das spürbare Trugbild um seinen Körper, und ihm war, als würden ihn Muskelkontraktionen weiterbefördern.

Und dann wurde er ausgespuckt, hineingedrückt in eine Schlucht, die so eng war wie der Felsenkessel. Ihre Wände waren ebenfalls glatt und grau. Dürre fremde Pflanzen zitterten im Wind, und ein merkwürdig gefärbter Himmel befand sich über dem dämonischen Wissenschaftler.

Es kam ihm so vor, als würde ihm Obb-sy zuerst einige Prüfungen auferlegen, und erst wenn er diese geschafft hatte, würde sich der Gegner zeigen.

Er haßte ihn, ohne ihn zu kennen.

Er war Landas Diener, und allein deshalb schon konnte Kull keine Achtung vor ihm haben.

Diener sind schwach, sagte sich Mortimer Kull. Wären sie stark, würden sie nicht dienen, sondern herrschen! Ich werde Obb-sy vernichten, aber niemals seinen Platz einnehmen. Wenn es sein muß, töte ich auch Landa, und dann hole ich mir die Satansdroge und

verschwinde von hier.

Wahrscheinlich würde er die Meskyren in ein Chaos stürzen, wenn er ihnen die Königin nahm, doch das war ihm egal.

Sie wollten es nicht anders. Sie zwangen ihn, Dinge zu tun, die er nicht tun wollte. Dafür würden sie die Rechnung präsentiert bekommen, sobald er mit Obb-sy fertig war.

»Obb-sy!« schrie er. »Wie lange willst du dich noch verstecken?«

Seine Stimme hallte aggressiv durch die Schlucht und verlor sich in einer düsteren Ferne.

Er forderte seinen Gegner mit beleidigenden Worten auf, sich zum Kampf zu stellen, doch Obb-sy tat ihm diesen Gefallen noch immer nicht. Er schickte ihm die nächste Prüfung.

Knapp vor Mortimer Kull bewegte sich plötzlich der sandige Boden. Staub stieg in dichten Wolken hoch und hüllte ein riesiges Ungeheuer ein.

Eine Riesenechse war es, grau geschuppt, mit einem breiten, flachen Schädel und spitzen Hörnern darauf, mit schwarzen, stechenden Augen und einem stacheligen Kamm, der sich über den gesamten Rücken bis zu den letzten Ausläufern des langen, peitschenden Schwanzes zog.

Das Tier stand auf stämmigen, kurzen, krallenbewehrten Füßen und starrte Mortimer Kull gierig an.

Der dämonische Wissenschaftler sprang zwei Schritte zurück, hob die Hände und wartete auf den Angriff des Scheusals.

Die Echse riß ihr Maul auf, und Mortimer Kull blickte in einen blutroten Rachen.

Er hoffte, daß sich die Staubwolke bald legte, damit er das Untier in seiner gesamten Scheußlichkeit erfassen konnte, aber der unruhig hin und her schwingende Echsenschwanz peitschte immer wieder neuen Staub hoch.

Kampflos würde Mortimer Kull an dieser geschuppten Bestie nicht vorbeikommen, das war ihm klar. Da Angriff auch in diesem Fall die beste Verteidigung war, überlegte er nicht lange, sondern stürzte sich dem Biest entgegen.

Der Laut, den die Riesenechse ausstieß, war eine Mischung aus Fauchen und einem bösen Knurren, von dem sich Mortimer Kull aber nicht beeindrucken ließ.

Er schlug mit der Faust zu, zwischen die Augen und zwischen die beiden gefährlich spitzen Hörner, und er schickte Magie mit, um den Treffer zu verstärken.

Der flache Echsenschädel sackte nach unten, die weiche Unterseite des pulsierenden Halses berührte den grauen Sand.

Dann zuckte die Echse zurück.

Mortimer Kull glaubte, das Tier hätte es mit der Angst zu tun

bekommen. Er setzte augenblicklich nach, und diese Unvorsichtigkeit hätte ihn beinahe das Leben gekostet, denn die Riesenechse stach blitzschnell mit den Hörnern zu.

Ihr Schädel zuckte vor, und Kull sah die Hörner kommen. Sie wären ihm in die Brust gedrungen, und eines davon hätte sein Herz durchbohrt.

Er schaffte es im allerletzten Augenblick, sich zu drehen und zur Seite zu werfen. Ganz knapp kam er an der Echse vorbei, doch damit war er noch nicht gerettet.

Kaum war er im Sand gelandet, da versuchte ihn das gefährliche Untier mit den Krallen zu packen. Es war nicht einfach, das zu verhindern.

Kull schaffte es irgendwie und sprang auf, doch die Riesenechse fällte ihn sofort wieder mit einem Schwanzschlag. Der Hieb war so kraftvoll, daß es Mortimer Kull gegen die Felswand schleuderte.

Er schrie auf und sackte zusammen. Er stöhnte und japste nach Luft. Grauer Staub stürzte in seinen Hals, und er hatte das Gefühl zu ersticken.

Die Riesenechse warf sich herum. Aus ihrem Maul schoß eine lange gespaltene Zunge, die sich blitzschnell um Kulls Hals wand. Sie war elastisch und klebrig.

Kull versuchte sich von ihr zu befreien. Sie würgte ihn. Seine Kehle wurde immer enger, und er bekam keine Luft mehr, aber die Zunge war nicht zu lösen.

Die Echse zog den dämonischen Wissenschaftler damit auf ihr offenes Maul zu. Mortimer Kull stemmte sich gegen diesen Zug, konnte aber nicht verhindern, daß sein Kopf dem wartenden Maul immer näher kam.

Da setzte er wieder seine Faust ein. Diesmal riß er sie von unten hoch, traf und schloß damit das Echtenmaul. Der Unterkiefer schwang hoch.

Zähne besaß das Ungeheuer nicht, aber die Kiefer waren hart und scharf, und sie durchtrennten die Zunge.

Als die Verbindung nicht mehr bestand, fiel Mortimer Kull zurück. Er landete auf dem Rücken. Die Zunge um seinen Hals hatte sich gelockert. Angewidert schleuderte er sie von sich.

Jetzt gebärdete sich die Echse wie toll.

Sie heulte, und der Staub, den sie aufwirbelte, wurde so dicht, daß Kull sie kaum noch sehen konnte.

Er war ebenfalls in diese Staubwolke gehüllt, wußte, daß die Riesenechse jetzt angeschlagen war und daß er ihr sofort den Rest geben mußte.

Sie wälzte sich auf dem Boden bohrte ihren Schädel in den Sand. Kull warf sich auf sie und schob seine magisch geschützten Finger

zwischen die scharfen, widerstandsfähigen Kiefer.

Mit einem Kraftakt sondergleichen zwang Mortimer Kull die Kiefer auseinander. Er riß der Echse das Maul auf, weiter, als die Natur es zuließ. Ein trockener Laut wie von brechendem Holz erklang. Das geschuppte Ungeheuer verendete.

\*\*\*

Der Staub sank langsam zu Boden und breitete sich über den Sand. Schwer atmend richtete sich Mortimer Kull auf. Er schwankte, hatte sich ziemlich verausgabt.

Kein Sieg war bisher schwerer zu erringen gewesen als dieser. Kull fragte sich, wie stark Obb-sy sein würde, wenn ihm diese Hindernisse schon so gut wie alles abverlangten.

Er hatte die Riesenechse getötet, doch was würde ihm Obb-sy als nächstes entgegenwerfen? Seine Freude über den Triumph hielt sich in Grenzen.

Er sah seine Ziele wieder in die Ferne rücken: Satansdroge, Stärkung seiner Computermagie, Herrscher über die Welt...

Im Moment konnte er sich kaum vorstellen, Protoc mit heiler Haut zu verlassen. Es steht und fällt alles mit Obb-sy, sagte sich der dämonische Wissenschaftler. Nur wenn ich ihn bezwinde, stoße ich das Tor zur Freiheit für mich auf.

Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht und betrachtete geistesabwesend die tote Riesenechse.

Atax hätte mit dieser Kreatur vermutlich nicht so große Schwierigkeiten gehabt. Die Seele des Teufels war eben doch besser als Mortimer Kull. Noch!

Ein heißer Wind strich durch die Schlucht. Kull konnte nur in eine Richtung gehen. Er war gespannt, wohin er kam, wenn die Schlucht zu Ende war.

Er blickte sich nicht um, kümmerte sich nicht mehr um die Riesenechse, sondern konzentrierte sich auf das, was möglicherweise vor ihm lag. Eines wußte er: dieses Abenteuer auf Protoc würde er nie vergessen. Bis an sein Lebensende würde es ihm in Erinnerung bleiben.

Mit festem Schritt und stolz erhobenem Haupt ging er weiter. Ab und zu schaute er nach oben. Als er zum erstenmal einen Lemuren bemerkte, stutzte er kurz, doch kurz darauf sah er wieder einen und noch einen. Er gewöhnte sich daran, daß sie ihn beobachteten.

Sie standen knapp am Schluchtrand und schauten zu ihm herab. Wenn er den Kopf hob, zogen sie sich nicht zurück.

Ihm fiel auf, daß sie ihm folgten. Er konnte nichts gegen ihr Geleit tun, mußte sich damit abfinden. Einige von ihnen waren bewaffnet, aber nicht alle.

Die Riesenechse lag bereits weit hinter ihm. Seither war nichts mehr geschehen. Das ließ Mortimer Kull vermuten, daß die Echse selbst vielleicht Obb-sy gewesen war.

Doch er irrte sich.

Obb-sy befand sich noch vor ihm, aber woher hätte er das wissen sollen?

Die Schlucht krümmte sich, ihre Wände waren nicht mehr so hoch und stiegen auch nicht mehr so steil an. Kull ging an grauen Geröllhalden vorbei.

Plötzlich gellte ihm ein schriller Pfiff in den Ohren. Wer hatte ihn ausgestoßen? Ein Meskyr? War es ein Signal gewesen?

Kulls Argwohn begann gleich wieder zu wuchern. Er blieb stehen, weil er in keine Falle tappen wollte. Aus den Augenwinkeln gewahrte er eine Bewegung.

Er sah etwas Rotes!

Eine kleine, schwächliche Gestalt!

Ein Feuerzweig war es, der sich hinter einem Stein auf der Geröllhalde hervorgeschoben hatte!

\*\*\*

Doch es blieb nicht bei diesem einen. Ein zweiter Zwerg zeigte sich, ein dritter und ein vierter. Sie hatten häßliche brennende Fratzen und leere schwarze Augenhöhlen, in die die Flammen hineinschlugen, als bestünde dort ein starker Sog.

Kull zählte jetzt schon zehn Feuerzwerge. Und immer noch wurden es mehr.

Der dämonische Wissenschaftler brachte seine Körpertemperatur erheblich zum Abkühlen, und seine Haut schützte er mit magischem Eis, damit ihn die Feuerzwerge nicht verletzen konnten.

Sie sprangen zwischen den Steinen hervor, die ihnen als Deckung gedient hatten, kletterten die Halde herunter und fächerten auseinander.

Mortimer Kull fand es unter seiner Würde, zu fliehen. Er war mit einer Riesenechse fertig geworden, da, mußten doch auch diese mickrigen Flammengestalten zu erledigen sein.

Er stellte sich breitbeinig vor die Zwerge. »Na schön, ihr brennenden Halunken!« knurrte der Professor. »Kommt her, damit ich euer Leben löschen kann!«

Ihre Feuerfratzen verzerrten sich, wurden noch häßlicher. Sie stießen wieder einen dieser schrillen Pfiffe aus.

Vielleicht war das ihre Sprache. Vielleicht verständigten sie sich auf diese Weise.

Sie griffen an, aber nicht aufrecht. Sie ließen sich nach vorn fallen und jagten auf allen vieren heran. Knapp vor Mortimer Kull stießen

sie sich ab und schnellten hoch.

Sie sprangen so hoch, daß sie Kulls Kopf erreichen konnten. Er wehrte sie ab, schlug sie zu Boden, trat nach ihnen. Sie knallten in den Sand, sprangen wie Gummibälle sogleich wieder hoch und griffen erneut an.

Nur jene, die Kull tödlich getroffen hatte, blieb liegen, und das Feuer, das sie kleidete, erlosch. Dann waren sie nur noch schwarze, leblose Körper.

Kull fand schnell heraus, was sie nicht vertrugen. Mit gezielten Schlägen machte er einem Feuerzwerg nach dem anderen den Garaus. Zwei krallten sich in seinen Nacken und wollten ihn beißen, doch die Computermagie schützte ihn auch dort.

Als nur noch vier oder fünf übrig waren, griffen sie nicht mehr an. Sie zogen sich zurück. Um ihren Rückzug zu beschleunigen, machte Mortimer Kull zwei rasche Schritte auf sie zu, da wirbelten sie herum und jagten die Geröllhalde hoch. In wilder Panik verkrochen sie sich zwischen den Steinen und ließen sich nicht mehr blicken.

Kull grinste breit »So habt ihr euch das nicht vorgestellt, was?« rief er höhnisch. »Diesmal seid ihr an den Falschen geraten, und so wird es Obb-sy auch ergehen, wenn es ihn überhaupt noch gibt!«

Vielleicht hätte er den Mund nicht so voll nehmen sollen, denn im nächsten Augenblick bewies Obb-sy, daß es ihn durchaus noch gab...

\*\*\*

Er kam in einem Gefährt, das einem römischen Streitwagen nachempfunden zu sein schien. Zwar hielt er Zügel in der Hand, doch sie verloren sich im Nichts.

Es waren keine Pferde vor den Wagen gespannt. Magie zog ihn, und sie hatte die Kraft vieler Pferde. Der heranpreschende Wagen fuhr auf Feuerrädern. An den Achsen waren lange, sichelartige Messer befestigt, die sich rasend schnell drehten. Sie schossen das Licht, das sie reflektierten, wie kleine Blitze in Mortimer Kulls Augen und blendeten ihn.

Der dämonische Wissenschaftler begriff, daß er es jetzt erst mit Obb-sy zu tun bekam, und der effektvolle Auftritt verriet ihm, daß sein Gegner ungemein gefährlich war.

Obb-sy schwang eine Peitsche. Er schlug damit ins Nichts, dorthin, wo sich die Zügel verloren, und er feuerte die Magie, die den Streitwagen zog, stimmungsgewaltig an.

Obb-sy trug einen breiten Brustpanzer, und sein Kopf war mit einem eigenwilligen Helm geschützt. Dieser Helm war der Form eines Adlerkopfes angepaßt. Vogelfedern klebten auf dem schwarzen Metall.

- Eine riesige Staubwolke hinter sich herziehend, donnerte der Streitwagen auf seinen Feuerrädern heran.



Mortimer Kull starrte auf die rotierenden Messer und spannte die Muskeln. Vor dem Streitwagen tobte ein magischer Sturm. Er traf den dämonischen Wissenschaftler und sorgte dafür, daß seine Bewegungen sofort langsamer abliefen.

Das war ein schlimmer Schock für Mortimer Kull, denn damit hatte er nicht gerechnet. Würde er sich vor dem herandonnernden Streitwagen noch rechtzeitig in Sicherheit bringen können? Der Professor versuchte diese magische Hemmung abzuschütteln.

Er drängte die feindliche Kraft zurück, doch es kam immer mehr davon auf ihn zu.

Er stieß sich ab.

Entweder würden ihn die Feuerräder erwischen oder die blinkenden Messer. Es sah verdammt schlecht für ihn aus. Ungeheuer schnell war der Wagen heran.

Dem Feuerrad entkam Mortimer Kull. Als er auf dem Boden landete, zog er die Beine blitzschnell an. Wenn er das nicht getan hätte, hätte er sie verloren, alle beide. Die Messer hätten sie ihm abgetrennt, Sand knirschte zwischen Kulls Zähnen. Er wälzte sich atemlos auf den Rücken, um zu sehen, was weiter passierte. Obb-sy riß sein Gefährt in eine enge Kurve. Mit einem Pferdegespann hätte er nicht so blitzschnell wenden können. Die vorgespannte Magie machte es möglich. Der Streitwagen tanzte auf den Feuerrädern herum und schoß schon wieder heran.

Kull hatte nicht einmal genug Zeit, aufzustehen, aber er sorgte dafür, daß ihn die feindliche Magie nicht noch einmal überrumpeln konnte. Sie wollte ihn niederstoßen, aber er trotzte ihr. Es gelang ihm sogar, einen Teil davon abzusprengen und zunichte zu machen.

Obb-sy heulte wütend auf.

Mortimer Kull überlegte sich in Gedankenschnelle, ob es möglich war, den Gegner zu packen und vom Streitwagen herunterzureißen, doch das schien unmöglich zu sein.

Um Obb-sy ergreifen zu können, hätte Mortimer Kull so nahe am Streitwagen stehen müssen, daß ihn die Messer erwischten hätten. Er versuchte es, blieb knapp außerhalb der Messerreichweite, und mußte erkennen, daß seine Arme nicht lang genug waren, um den Gegner zu erreichen.

Knirschend fraßen sich die Feuerräder durch den Sand. Obb-sy riß die unsichtbare Magie, die seinen Wagen zog, erneut herum und hielt etwa drei Meter vor Mortimer Kull an.

Seine Augen glühten durch die Öffnungen des Raubvogelhelms. »Ich höre, du willst mit mir kämpfen!« rief er mit einer ganz eigenartigen Stimme. Sie war unangenehm laut und knarrte fürchterlich.

Von Wollen kann keine Rede sein! dachte Mortimer Kull. Die Umstände zwingen mich dazu!

Er preßte die Kiefer zusammen und starrte Obb-sy furchtlos an.

»Du hast alle bisherigen Gefahren gut gemeistert!« rief Obb-sy. »Aber an mir wirst du scheitern! Ich werde dich vernichten! Weil du in dieses Reservat eingedrungen bist und weil du mir meinen Platz an Landas Seite streitig machen willst!«

»Das stimmt nicht!« erwiderte der dämonische Wissenschaftler.

»Du möchtest Landas Diener werden!«

»Niemals!«

»Aus welchem andern Grund bist du hier?« fragte Obb-sy.

»Ich bin auf der Suche nach der Satansdroge.«

»Du wirst dieses Gebiet nicht erreichen. Dein Weg endet in der Arena des Todes!« rief Obb-sy. »Du bist ein Dämon. Woher kommst du?«

»Von der Erde.«

»Du hättest dort bleiben sollen«, rief Obb-sy.

Kull versuchte den Kampf zu vermeiden, indem er erwiderte: »Wenn ich das Höllengelixir habe, kehre ich zur Erde zurück.«

Obb-sy schüttelte wild den Kopf. »Du gehst nirgendwo mehr hin. Dein Schicksal erfüllt sich in der Arena des Todes. Dort wirst du mir im Kampf unterliegen, und Landa, die Königin der Lemuren, wird dabei zusehen. Es hängt davon ab, wie lange der Kampf dauert, wie lange du mir zu trotzen vermagst, ob du danach langsam oder schnell sterben wirst. Sterben aber mußt du in jedem Fall, denn ich bin stärker als du.«

Kull war wütend. Obb-sy hielt sich tatsächlich für unbezwingbar, aber war er das wirklich? Oder glaubte er das nur?

»Man wird dir einen Streitwagen schicken!« rief Obb-sy unter der Adlermaske hervor. Ekelhaft war seine Stimme. Penetrant, aufdringlich, eine Beleidigung für jedes menschliche Ohr.

Mortimer Kull nahm die Herausforderung an, mußte sie annehmen. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Wenn er nicht kampflös und als Feigling sterben wollte, mußte er diesen verhaßten Feind fertigmachen.

Professor Kull schob trotzig sein Kinn vor. Zorn funkelte in seinen Augen, während er erwiderte: »Ich werde in die Arena des Todes kommen. Du kannst mich dort erwarten. Ich werde dir den Tod bringen!«

Obb-sy lachte schallend und raste mit dem Streitwagen davon.

Es ist wie ein Alptraum, dachte Mortimer Kull, während er Obb-sy in der Ferne verschwinden sah.

\*\*\*

Das Höllenschwert hatte uns alle getäuscht und überrumpelt, und mir sollte das nun zum Verhängnis werden. Weder Lance Selby noch Mr. Silver konnten etwas für mich tun, und ich konnte mir nicht einmal

selbst helfen, denn den Dämonendiskus würde ich nicht mehr schnell genug in die Hand bekommen.

Es war verrückt. Obwohl die schwarze Waffe mit einer Irrsinnseschwindigkeit auf mich zuraste, kam es mir vor, als spielte sich diese Szene in Zeitlupe ab. Ich hatte zwar keine Zeit mehr, zu handeln, aber entsetzlich viele Gedanken rasten mir durch den Kopf.

Mir fiel ein, wie wir uns das Höllenschwert von Ammorgh geholt hatten, [7] und an wie vielen Kämpfen danach das Schwert auf unserer Seite teilgenommen hatte.

Und nun sollte ich durch diese toll gewordene Waffe sterben!

Es ist aus! schoß es mir durch den Kopf. Du bist verloren! Bist das nächste Opfer dieser Waffe der Verdammnis!

In wenigen Sekundenbruchteilen schon würde die blinkende Klinge meine Brust durchbohren. Ich sah mich jetzt schon stürzen und sterben.

Und dann traf mich die Schwertspitze mit ungeheurer Wucht...

\*\*\*

Kull atmete erst einmal auf. Obb-sy war nicht mehr zu sehen.

Eine Galgenfrist für den dämonischen Wissenschaftler.

Er zweifelte an der Kraft seiner Computermagie. Würde sie stark genug sein, um mit diesem Dämon fertigzuwerden? Wenn er vor dem Kampf die Satansdroge hätte einnehmen können, hätte er optimistischer in die Zukunft geblickt.

So aber wußte er, daß ihm der schwerste Kampf seines Lebens bevorstand. Eine Auseinandersetzung auf Biegen und Brechen erwartete ihn. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

Er hätte gern einen Blick in die Zukunft geworfen, um zu sehen, was ihn erwartete. Das jedoch wäre nur möglich gewesen, wenn er die Fähigkeit besessen hätte, die Zeit zu manipulieren, aber dazu war er nicht in der Lage.

Ein leerer Streitwagen tauchte in der Ferne auf. Er kam rasch näher und blieb vor Mortimer Kull stehen. Der dämonische Wissenschaftler zögerte.

Sollte er den Wagen besteigen? Wenn er es tat, würde ihn das Gefährt, das ebenfalls von einer unsichtbaren Kraft gezogen wurde, in die Arena des Todes bringen, also an einen Ort, wo er gar nicht sein wollte.

Aber konnte er sich noch aussuchen, wohin er wollte? Trafen im Moment nicht nur die anderen die Entscheidungen für ihn? Er mußte die Sache, die im Augenblick noch reichlich nebulös war, erst in den Griff bekommen.

Neugier erwachte in ihm. Wie mochte Landa aussehen? Er näherte sich dem Streitwagen, dessen Achsen ebenfalls mit Messern verlängert

waren. Man konnte dieses Gefährt als ein perfektes Duplikat jenes Streitwagens bezeichnen, in dem Obb-sy seinen großen Auftritt hatte.

Mortimer Kull holte tief Luft. Er richtete den Blick nach oben und sah, daß ihn Meskyren beobachteten.

Es muß sein, sagte er sich, und dann stieg er in den Wagen. Sobald er die Zügel in die Hand genommen hatte, spürte er, daß es dort vorn etwas gab, das er lenken konnte.

Er hielt die Zügel etwas straffer und trieb die unsichtbare Kraft an. Er rief ihr zu, sie möge ihn in die Arena des Todes bringen, und sie gehorchte sofort.

Die Feuerräder drehten sich durch den Sand. Der Streitwagen flog förmlich durch die Schlucht, deren Felswände für Mortimer Kull zu schemenhaftem Grau verschwammen.

Kull brauchte die Kraft nicht zu lenken. Sie fand den Weg ohne ihn. Er richtete den Blick gespannt nach vorn, stand breitbeinig im Wagen, der über die zahlreichen Bodenunebenheiten rumpelte und hüpfte.

Eine hohe Mauer bildete das Ende der Schlucht. Eine Mauer, aus schwarzem Lavagestein errichtet. Kull bemerkte ein mächtiges Tor. Es war geschlossen.

Er nahm an, daß sich dahinter die Arena des Todes befand, und er war sicher, daß sich dieses riesige Tor gleich öffnen würde, um ihn durchzulassen.

Es bewegte sich schon, schwang in seine Richtung auf. Er brauchte die Geschwindigkeit nicht zu drosseln. Als er die Mauer erreichte, war das Tor offen, und er raste mit dem Streitwagen in ein riesiges Oval, dessen Tribünen vollbesetzt waren mit Meskyren.

Sie empfingen ihn mit lautem Gebrüll. Kull war in einen brodelnden Hexenkessel geraten. Die Menge tobte. Sie war gekommen, um Blut zu sehen.

Es ist wie zu der Zeit der römischen Kaiser auf der Erde, durchzuckte es den dämonischen Wissenschaftler.

Er hätte sich nie träumen lassen, daß er in seinem Leben jemals einen Gladiatorenkampf würde bestreiten müssen, aber genau das wartete hier auf ihn.

Mortimer Kull, der Gladiator!

Der brüllenden Meute war es vermutlich egal, wer hier sein Leben verlor. Hauptsache, sie kam auf ihre Kosten.

Kull brauchte den Streitwagen immer noch nicht zu lenken. Das Gefährt brachte ihn zur Loge der Königin.

Ein scharlachroter Baldachin spannte sich darüber, und ein gleichfarbiges Tuch bedeckte die Brüstung vor der Loge. Der Streitwagen blieb davor stehen.

Kull sah Landa, die Königin der Meskyren, und er war überrascht und angetan von ihrer Schönheit. Sie war umgeben von Halbaffen, die ihr

mit großen weißen Federwedeln Luft zufächerten.

Sie saß auf einem gewaltigen Thron aus massivem Gold. Als Mortimer Kull das Edelmetall erkannte, erwachte in ihm die Gier.

Der Thron war ein Vermögen wert. Kull hätte ihn gern besessen - und Landa dazu, denn sie war keine Halbäffin, nein, sie war ein menschliches Wesen. Auf ihren Schultern befand sich kein Affenschädel, sondern ein äußerst hübscher Menschenkopf.

Ihr apartes Gesicht war umrahmt von langen dunklen Haaren, und ihr aufregend schöner Körper war nur von einigen dünnen Schleierfäden bedeckt, die kaum etwas verhüllten.

Landa war so gut wie nackt. Ein atemberaubendes Mädchen mit üppigen Brüsten und schwellenden Schenkeln.

Meiner würdig, dachte Mortimer Kull.

Aber er revidierte deswegen seine Meinung nicht. Dienen wollte er diesem Mädchen nicht, denn das war unter seiner Würde. Wenn jemand diente, dann sie ihm.

Sie verlor sich ein wenig auf dem riesigen Goldthron. Landa war eine ungemein starke Persönlichkeit, das spürte der dämonische Wissenschaftler.

Sie legte ihre schlanken Hände auf die Goldlehnen und beugte sich vor. Kull sah, wie ihr voller Busen die Bewegung mitmachte, und schluckte trocken. Landa erregte ihn.

Sie ließ ihn die Gefahr beinahe vergessen, die auf ihn wartete: Obb-sy!

Sie musterte Mortimer Kull neugierig, und als sie gebieterisch die Hand hob, verstummte ihr Volk schlagartig.

Landa erhob sich.

Sie ist ein Prachtweib! dachte Mortimer Kull fasziniert. War es möglich, sie auf die Erde mitzunehmen?

War sie ein Mensch? Woher kam sie? Auf Protoc konnte sie nicht geboren sein, denn dies war eine Affenwelt.

War ihre Heimat früher die Erde gewesen? Oder die Prä-Welt Coor?

»Wie ist dein Name?« fragte sie mit erstaunlich energischer Stimme.

»Mortimer Kull«, antwortete der dämonische Wissenschaftler. Er konnte sich an Landa nicht sattsehen.

»Woher kommst du, Mortimer Kull?« wollte die Königin der Meskyren wissen. Im Augenblick schien es in der Arena des Todes nur sie und ihn zu geben. Alle anderen verhielten sich so still, als wären sie nicht vorhanden.

»Von der Erde«, antwortete Kull wahrheitsgetreu. Dieser Körper! Diese Brüste! Diese Taille! Diese Hüften! Es wäre herrlich, sie zu besitzen! dachte Kull.

»Weißt du, vor wem du stehst?« fragte das atemberaubende Mädchen.

»Du bist Landa, die Königin der Meskyren«, erwiderte der Professor. Sie nickte. »Und du befindest dich ohne meine Erlaubnis in meinem Gebiet!« rief sie anklagend. »Was hast du zu deiner Verteidigung vorzubringen?«

Kull wußte, daß es nichts nützte, wenn er sich verteidigte, denn die vielen Meskyren hatten sich nicht in der Arena des Todes eingefunden, um nichts zu sehen.

Egal, was Kull sagte, Landa würde ihr Volk nicht um das große Spektakel bringen. Sie würde doch nicht ihre Untertanen enttäuschen und verärgern. Sie war bestimmt, ebenso klug wie schön, sonst hätte sie hier nicht herrschen können.

Er sagte, er wäre auf der Suche nach der Satansdroge. Ein Raunen ging durch die Menge. Landa brachte die Lemuren mit einer schnellen Handbewegung aber gleich wieder zum Verstummen.

»Woher weißt du von dieser Droge?« fragte Landa scharf.

»Ich hatte eine Vision«, antwortete Mortimer Kull wieder wahrheitsgetreu.

Landa kniff die Augen zusammen. »Du bist kein Mensch. Du hast den Sturz in den Stachelwald überlebt, warst in einem magischen Käfig gefangen und hast auch das ohne Schaden überstanden.« Landa setzte sich wieder auf ihren großen goldenen Thron. »Wir haben etwas gemeinsam, Mortimer Kull«, sagte sie. »Wir kommen beide von der Erde. Paviandämonen haben mich von dort fortgeholt. Sie wollten mich ihrem steinernen Götzen opfern, aber es gelang mir, zu fliehen. Die Meskyren nahmen mich auf und machten mich zu ihrer Königin. Seither geschieht in diesem Reservat nur noch, was ich will.«

»Es ist ein großartiges Gefühl zu herrschen«, sagte Mortimer Kull und lächelte. »Ich kann dich verstehen. Es gefällt dir hier. Ich bin im Begriff, die Weltherrschaft anzutreten.«

»Die ganze Welt willst du beherrschen?« fragte Landa erstaunt. »Ist sie nicht zu groß?«

Kull schüttelte den Kopf, und der Größenwahn ließ seine Augen funkeln. »Nicht für mich. Sobald ich von der Satansdroge gekostet habe, werde ich jeder Aufgabe gewachsen sein.«

»Du weißt, daß du dich in der Arena des Todes befindest«, sagte Landa. »Mein Volk will dich gegen Obb-sy kämpfen sehen.«

»Ich werde gegen ihn kämpfen.«

»Er hat bisher noch jeden Gegner bezwungen«, sagte Landa.

»An mir wird er scheitern!« tönte der Professor, obwohl er davon nicht überzeugt war.

»Wenn der Kampf zu Ende ist, wird es nur einen Sieger geben«, sagte Landa. »Mir ist es gleichgültig, wer verliert. Sollte es dir tatsächlich gelingen, Obb-sy zu besiegen, mußt du seinen Platz als mein Diener einnehmen. Du wirst entweder sterben oder mir dienen.«

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, dachte Mortimer Kull. Du verläßt mit mir Protoc und dienst mir - auf der Erde. Ich mache dich zu meiner Begleiterin.

»Bist du bereit für den Kampf?« fragte Landa.

Mortimer Kull nickte grimmig.

»Dann möge Obb-sy erscheinen«, sagte die Königin der Meskyren, und ihr Befehl wurde unverzüglich weitergeleitet.

\*\*\*

Der fürchterliche Schmerz schien mir den Brustkorb auseinanderzureißen. Das Höllenschwert hatte mich getroffen! Lance Selby und Mr. Silver hatten es nicht verhindern können.

Ich war verloren...

Das dachte ich, mußte ich in dieser schrecklichen Situation denken. Die Spitze des schwarzen Schwerts stieß gegen mich. Eine ungeheure Kraft lag in diesem Stoß.

Ich hörte ein ratschendes Geräusch, während ich zu Boden ging, und im selben Moment begriff ich, daß ich unverletzt war.

Ein Wunder?

Nein... Oder doch. Der Dämonendiskus hatte dieses Wunder vollbracht. Das Höllenschwert war gegen meine Brust gesaust, aber vor der Brust hing der Diskus.

Die schwarze Waffe hatte die glatte Scheibe unter meinem Hemd getroffen. Deshalb der fürchterliche Schmerz. Aber das Höllenschwert hatte nicht eindringen können. Das hatte der Dämonendiskus verhindert. Er hatte mir das Leben gerettet!

Unvorstellbare Kräfte trafen aufeinander. Der Dämonendiskus wehrte sich gegen die Attacke des Höllenschwerts. Er stieß die dämonische Waffe zurück, schleuderte sie hoch, und während ich zu Boden stürzte, flog die schwarze Waffe über mich hinweg und, sich mehrmals drehend, aus dem Raum.

Die Zeit schien eingefroren gewesen zu sein. Jetzt taute sie auf, und Lance Selby und Mr. Silver bewegten sich wieder. Sie eilten mit besorgten Mienen zu mir.

»Bist du in Ordnung, Tony?« keuchte Lance.

Mr. Silver packte mich und riß mich hoch. »Natürlich ist er in Ordnung«, stieß er hervor. »Das siehst du doch.«

»Ich dachte...«, begann Lance.

Ich nickte. »Ich auch, Lance. Ich auch.« Bestimmt war ich im Moment ziemlich blaß.

Aber Mr. Silver gönnte mir keine Verschnaufpause. »Los, Tony, wir müssen hinterher!« sagte der Ex-Dämon gehetzt. »Das Höllenschwert ist auf dem Weg nach unten.«

Mein Magen wurde zu einem Klumpen. Ich wußte, was das hieß.

Sie standen einander in den Streitwagen gegenüber. Man hatte Mortimer Kull ein Schwert gegeben. Es hing an einem Ledergürtel, den er sich umgeschnallt hatte.

Er hielt eine Peitsche in der Rechten und wartete. Die Arena des Todes war wieder zum Hexenkessel geworden. Das Gebrüll der Meskyren war ohrenbetäubend.

Jetzt schlug Obb-sy mit der Peitsche zu.

Mortimer Kull tat das gleiche. Die unsichtbare Kraft riß den Streitwagen ungestüm vorwärts. Wenn Kull die Zügel nicht fest in der Hand gehalten hätte, wäre er hinten herausgeflogen.

Auf wirbelnden Feuerrädern schossen die Streitwagen aufeinander zu. Sie befanden sich auf Kollisionskurs. Wenn sie ihn beibehielten, war ein Zusammenstoß unvermeidlich.

Es war ein erster Test.

Wer hatte die besseren Nerven? Kull oder Obb-sy? Wer würde zuerst ausweichen?

Mortimer Kull preßte die Kiefer fest zusammen. Ich gebe nicht nach, dachte er, und er stahlte seine Nerven mit künstlicher Magie. Aber sie war nicht so stark wie die Kraft, die Obb-sy zur Verfügung stand.

Wieder einmal mußte Mortimer Kull erkennen, daß die kopierte Atax-Magie nicht ausreichte. Die echte Magie, das Original der Höllenkraft, war letztenendes immer um ein Quentchen stärker.

Kull verlor diesen Test. Obb-sy hatte die besseren Nerven. Der dämonische Wissenschaftler mußte ausweichen. Die Menge heulte auf, als die beiden Streitwagen haarscharf aneinander vorbeidonnten.

Obb-sy nahm die Gelegenheit wahr, mit der Peitsche nach Kull zu schlagen, und er traf ihn auch. Glühende Bisse konnten nicht schmerzhafter sein. Mortimer Kull stöhnte auf.

Er krümmte sich, und diesmal geschah es beinahe: die Zügel rutschen ihm durch die Finger, und er fiel fast aus dem Gefährt. Wütend biß er die Zähne zusammen, hielt sich am Wagenrand fest und richtete sich wieder auf.

Obb-sys siegessicheres Gelächter entfernte sich. Mortimer Kull riß den Streitwagen zornig herum, und dann rasten sie abermals aufeinander zu.

Diesmal schien dem dämonischen Wissenschaftler alles egal zu sein. Er wollte nicht wieder als erster ausweichen. Lieber wollte er einen mörderischen Zusammenstoß riskieren.

Ich nicht mehr! schrie es in ihm. Ich nicht!

Die Meskyren hielten den Atem an. Und diesmal gewann Mortimer Kull!

Obb-sy wich aus, als es schon unmöglich zu sein schien. Er brauchte für dieses Manöver seine ganze Konzentration, und Mortimer Kull hieb



mit der Peitsche nach ihm. Er wollte dem dämonischen Feind nichts schuldig bleiben. Mit großer Genugtuung stellte er fest; daß Obb-sy nach dem Treffer in die Knie ging.

Auf der Erde hätte man gesagt: Er kocht auch nur mit Wasser.

Mortimer Kull bekam Auftrieb. In der Arena des Todes bildeten sich zwei Lager; während die einen zu Obb-sy hielten, feuerten die anderen Mortimer Kull an.

Zum drittenmal rasten sie in den Streitwagen aufeinander zu, und abermals schlug der Professor mit der Peitsche nach seinem Gegner. Diesmal duckte sich Obb-sy aber, und die Peitsche piff über seinen Raubvogelhelm hinweg.

Und dann verhedderte sich das Peitschenende drüben irgendwo. Der gewaltige Ruck riß Mortimer Kull beinahe den Arm aus, und er schaffte es nicht, im Wagen zu bleiben.

Eine enorme Kraft zerrte ihn aus dem Gefährt und schleuderte ihn in den Sand. Sein Streitwagen donnerte weiter und kam nicht zurück.

Er erhob sich benommen.

Jetzt befand er sich Obb-sy gegenüber eindeutig im Nachteil. Sein Feind stand aufrecht im Streitwagen. Er hatte das zweirädrige Fahrzeug bereits herumgerissen und stieß nun ein Triumphgeheul aus, das lauter war als die Meskyrenschreie.

Obb-sy sah sich schon als Sieger. Er würde Mortimer Kull so lange angreifen, bis dieser völlig erschöpft war, und dann würde er ihn wahrscheinlich einfach überfahren.

Kull würde unter den Feuerrädern, oder den blinkenden Messern den Tod finden.

Angriff um Angriff erfolgte. Immer weniger Meskyren feuerten Mortimer Kull an. Die Lemuren vereinten sich im Lager des voraussichtlichen Siegers. Immer lauter, immer wilder schrien sie seinen Namen.

»OBB-SY! OBB-SY! OBB-SY!«

Und Obb-sy bot ihnen ihr Schauspiel. Er jagte Mortimer Kull durch die Arena des Todes, er hetzte ihn, raste immer wieder auf ihn zu, wich im allerletzten Moment aus und kam von der anderen Seite.

Mortimer Kulls Lungen arbeiteten wie Blasebälge. Er spürte, wie er abbaute. Wenn er Magie einsetzte, machte sie Obb-sy mit geradezu spielerisch wirkender Leichtigkeit zunichte.

»OBB-SY! OBB-SY! OBB-SY!«

Nun brüllten es schon alle Meskyren, denn niemand wollte auf der Seite des Verlierers stehen.

Mortimer Kull fühlte sich elend, aber er gab noch nicht auf. Es mußte ihm irgendwie gelingen, Obb-sy von seinem Wagen herunterzuholen, dann waren seine Chancen wieder besser.

Nervös wartete er auf die Gelegenheit. Er erwartete den Wagen, mit

dem ihn sein Gegner überrollen wollte. Er schätzte Tempo und Entfernung ab und duckte sich zum ersten Sprung, dem sofort ein zweiter folgen mußte.

Jetzt war der Streitwagen heran.

Erster Sprung! Damit brachte sich Mortimer Kull vor dem Gefährt und den Messern in Sicherheit.

Zweiter Sprung! Mit diesem katapultierte sich der dämonische Wissenschaftler hinter dem Streitwagen her. Es gelang ihm, aufzuspringen, und er stürzte sich sofort auf Obb-sy, der mit der Peitsche auf ihn einschlagen wollte.

Er fing die Peitsche ab, entwand sie dem Gegner, und dann stürzten sie beide aus dem Wagen.

Sie überschlugen sich mehrmals, waren ineinander verkrallt, ließen nicht los. Einmal war Kull oben, dann wiederum Obb-sy. Zuletzt war es Mortimer Kull, der obenauf lag.

Die Meskyren konnten mit diesem Kampf zufrieden sein. Sein Ausgang war wieder ungewiß. Mortimer Kull hatte sich ein paar Chancen wiedergeholt.

Die magischen Kräfte, die sie gegeneinander einsetzten, hoben sich mehr oder weniger auf. Natürlich hatte Obb-sy immer wieder leichte Vorteile, aber Kull hatte gelernt, sich auf seinen Gegner einzustellen und die Computermagie so einzusetzen, daß sie besser zur Geltung kam.

Obb-sy stieß ihn zurück.

Mortimer Kull taumelte nach hinten und griff zum Schwert, um damit auf den Dämon einzudringen, der immer noch auf dem Boden lag.

Obb-sy wälzte sich zweimal nach links, schnellte hoch und stürzte sich mit gleichfalls gezogenem Schwert auf den dämonischen Wissenschaftler.

Die Schwerter klirrten gegeneinander. Mortimer Kull gab alles, was in ihm steckte. Er mußte Obb-sy bezwingen, sonst hatte er nicht einmal mehr Zeit, sein Testament zu machen.

Aber Obb-sy führte das Schwert besser als er. Er schlug und stach ununterbrochen auf den Feind ein, doch dieser parierte entweder, oder er brachte sich mit blitzschnellen Ausweichbewegungen in Sicherheit.

Obb-sy war der Bessere!

Wütend mußte Mortimer Kull das einsehen. Er hatte manchmal den Eindruck, Obb-sy würde mit ihm nur noch spielen, als wäre er in der Lage, ihm jederzeit den Todesstoß zu versetzen.

Obb-sy verlängerte den Kampf für die Zuschauer, aber er hatte Mortimer Kull bereits völlig unter Kontrolle.

»Jetzt paß auf!« schrie er unter dem Raubvogelhelm, und dann griff

er mit einer Wildheit an, die Mortimer Kull erschreckte und der er nichts entgegenzusetzen vermochte.

Kull lieferte dem Gegner nur noch ein verzweifelter Rückzugsgefecht. Alle in der Arena des Todes wußten, daß dies das Finale war. Danach kam nichts mehr.

Immer wieder stürzte Mortimer Kull, und er mußte die wilden Schwerthiebe seines Feindes halb liegend abwehren. Es fiel ihm mit jedem Mal schwerer, sich hochzukämpfen.

Und dann kam der allerletzte Streich!

Die Breitseite der Schwertklinge traf Mortimer Kulls Kopf. Sterne und bunte Kreise tanzten vor seinen Augen. Obb-sy verschwand dahinter.

Kulls Gegner hatte noch nicht einmal alle Trümpfe ausgespielt.

Als der Professor zusammenbrach, glaubte er zu sehen, wie Obb-sy etwas nach ihm warf. Und plötzlich breitete sich etwas über den auf dem Boden liegenden Mortimer Kull: ein unsichtbares magisches Netz, in das sich Kull rettungslos verstrickte, als er sich davon zu befreien versuchte.

Nun war er seinem Gegner auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Er rechnete damit, daß er in wenigen Augenblicken in dieser Arena des Todes sein Leben verlieren würde.

Die Meskyren tobten vor Begeisterung. Sie jubelten Obb-sy zu. Der Dämon wandte sich der Königin der Lemuren zu. Er hob sein Schwert, streckte es Landa wie zum Gruß entgegen und senkte es dann langsam. Anschließend nahm er den Raubvogelhelm ab, und Mortimer Kull sah durch die Maschen des magischen Netzes, daß Obb-sys Helm tatsächlich einen Adlerkopf umhüllt hatte.

Landa erhob sich, und sie hatte für den dämonischen Wissenschaftler nur einen verächtlichen Blick.

»Du hast den Mund sehr voll genommen, Mortimer Kull!« sagte sie.

Der dämonische Wissenschaftler erwiderte nichts. Er knirschte nur wütend mit den Zähnen.

Landa wandte sich an Obb-sy. »Du hast wieder einmal gesiegt.«

Der Mann mit dem Raubvogelkopf öffnete den großen gekrümmten Schnabel und erwiderte mit seiner seltsamen Stimme: »Ich habe nicht daran gezweifelt, ihn zu bezwingen.«

»Du bleibst mein treuer Diener.«

»Ich wußte, daß sich nichts ändern würde«, behauptete Obb-sy und stieß sein Schwert in den Sand. »Ich hoffe, du warst mit dem Kampf zufrieden, Herrin. Auf welche Weise soll der Besiegte nun sterben?«

»Das überlasse ich dir.«

Obb-sy war begeistert. »Du überläßt ihn mir?«

»Es ist der Lohn für den guten Kampf«, sagte Landa.

»Dann soll Mortimer Kull in der Lavanacht sterben«, entschied Obb-sy. »In jener Nacht, in der sich die Krater wie Höllenschlünde öffnen

und Feuer speien und Seelen verschlingen.«

Landa war damit einverstanden. »So soll es geschehen. Schafft Mortimer Kull jetzt fort!«

Sogleich sprangen mehrere Meskyren in die Arena und trugen den Professor hinaus.

\*\*\*

Ich hatte keine Zeit, mich über mein Glück zu freuen. Nach wie vor befand sich das Höllenschwert im Haus, und das bedeutete Gefahr, vor allem für Alastair Genn, Pater Severin, Henry Jenkins und John Joyce.

Der Schmerz in meiner Brust ließ nach. Vorhin hatte ich nicht ohne Beschwerden durchatmen können; jetzt ging es langsam wieder.

Ich verließ mit Mr. Silver und Lance Selby den Raum, der sowohl Lance als auch mir beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Wir hatten die Treppe noch nicht erreicht, als wir aufgeregte Laute vernahmen.

Ich wechselte mit meinen Freunden einen raschen Blick. Wir wußten es alle drei: Das Höllenschwert mußte in den Salon eingedrungen sein.

Diesmal war Mr. Silver schneller als ich. Ich hatte den Angriff des Höllenschwerts noch nicht ganz verdaut.

Er stürmte durch die Halle, ich hinterher. In der Tür, die in den Salon führte, blieb er dann unvermittelt stehen, und ich hörte, wie er die Luft scharf einzog.

Warum er das tat, konnte ich nicht sehen, weil er mir mit seiner massigen Gestalt die Sicht nahm.

Lance und ich wollten uns an ihm vorbeidrängen, doch er spreizte die Arme ab und ließ es nicht zu.

»Vorsicht!« zischte der Hüne. »Sonst gibt es eine Katastrophe!«

Langsam ließ er uns vorbei. Wir blieben neben ihm stehen. Ich sah Henry Jenkins und John Joyce. Pater Severin und Roxane standen vor ihnen, und sie starrten alle fassungslos und erschüttert in dieselbe Richtung.

Ich folgte ihrem Blick und sah Alastair Genn, den greisen Theologieprofessor; den Mann, der mit seinen Lieblingsschülern heute seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hatte.

Genn sollte keinen Tag älter werden, denn die Klinge des Höllenschwerts saß waagrecht an seiner Kehle!

\*\*\*

Sie warfen Mortimer Kull in einen finsternen Kerker, lösten ihn jedoch nicht aus dem magischen Netz. Dadurch konnte er sich kaum bewegen, mußte so liegen bleiben, wie sie ihn hingeworfen hatten. Es war eine unbequeme Lage, seine Gliedmaßen waren verdreht und schmerzten in den Gelenken, doch wen kümmerte das?

Selbst ihm konnte es kaum noch etwas ausmachen, denn bald würde

er tot sein.

Während sich die anderen Meskyren zurückzogen, blieb einer bei ihm. Vermutlich als Wache. Es wäre nicht nötig gewesen, denn eine Flucht war unmöglich.

Mortimer Kull hatte mehrmals versucht, das Netz zu zerstören. Es war ihm nicht gelungen, hatte ihn nur viel Kraft gekostet.

»Es war ein sehenswerter Kampf«, sagte der Halbaffe. »Noch nie hatte es Obb-sy mit einem Gegner so schwer. Ich hatte gehofft, du würdest ihn besiegen. Du hast mich enttäuscht.«

»Denkst du, ich habe absichtlich verloren?« grollte Mortimer Kull. Sollte er sich für seine Niederlage bei dem Lemuren etwa noch entschuldigen?

»Ich hasse Obb-sy«, sagte der Halbaffe. »Er hätte mir einmal beinahe das Leben genommen, weil ich mir ohne jede Absicht seinen Unmut zugezogen hatte. Nur weil ihm Landa verbot, mich zu töten, lebe ich noch.«

War das eine Chance?

»Ich hasse Obb-sy auch«, sagte Mortimer Kull, und er fragte den Lemuren nach seinem Namen.

»Ich heiße Hole«, sagte dieser.

»Wir hassen Obb-sy also beide, Hole«, versuchte Mortimer Kull etwas einzufädeln.

»Ja«, dehnte der Meskyr. »Ich wünsche ihm seit langem den Tod, aber bisher ist es noch keinem gelungen, ihm den Garaus zu machen. Er behauptet von sich, unbesiegbar zu sein, und allmählich glaube ich es ihm.«

Das Netz hielt ihn fest, aber Kull schaffte es, trotzig den Kopf zu schütteln. »Er hatte nur Glück, Hole. Ich wäre beinahe mit ihm fertiggeworden. Es hat wirklich nicht viel gefehlt. Könnte ich noch einmal gegen ihn kämpfen, würde der Sieger Mortimer Kull heißen. Ich habe dazugelernt. In den letzten Phasen des Kampfes konnte ich mich schon sehr gut auf ihn einstellen. Er traf mich mit seinem Schwert, aber es war ein Zufallstreffer, der ihm nicht noch einmal gelingen würde.«

»Es wird keinen zweiten Kampf geben«, sagte Hole.

»Wann ist die Lavanacht?« wollte Mortimer Kull wissen.

»Morgen. Du wirst in glühender Lava sterben. Es wird ein schmerzhaftes Ende sein.«

»Wenn du mir nicht hilfst«, sagte Mortimer Kull.

Hole trat einen Schritt zurück und schüttelte seinen Affenschädel. »Du hoffst auf Hilfe von mir?«

»Ja, Hole«, antwortete Kull.

»Du hoffst vergeblich«, sagte der Meskyr hart.

»Wir hassen Obb-sy beide«, sagte der dämonische Wissenschaftler

eindringlich.

»Ja«, gab Hole zurück, »aber ich hasse Landa nicht. Und Obb-sy ist ihr Diener. Ich werde nichts tun, was das Leben ihres Dieners gefährdet, denn ich will mir nicht Landas Zorn zuziehen.«

»Wenn Obb-sy nicht mehr lebt, werde ich Landa dienen«, sagte Mortimer Kull rasch. »So wäre es doch auch gewesen, wenn ich Obb-sy in der Arena des Todes besiegt hätte.«

»Es wäre mit Landas Einverständnis geschehen«, sagte Hole. »Und du hättest deinen Sieg vor den Augen aller Meskyren errungen. Das wäre etwas anderes gewesen. Obb-sy meuchlings zu ermorden, würde dir wahrscheinlich leichtfallen, aber so darf es nicht geschehen. Das würde Landa erzürnen.«

»Weißt du, was ich glaube?« sagte Mortimer Kull. »Daß du gar nicht in der Lage bist, mir zu helfen. Du kannst mich von diesem magischen Netz nicht befreien.«

»Doch, ich könnte es«, sagte Hole.

»Womit?«

»Es gibt einen Zauberdolch. Er gehört Landa. Damit ließe sich das Netz zerschneiden, aber ich werde es nicht tun.«

»Was muß ich dir versprechen, daß du es doch tust?« fragte Mortimer Kull. Der Meskyr war seine einzige Hoffnung.

»Es gibt nichts, was ich von dir haben möchte«, erwiderte Hole.

»Wenn ich Landas Diener wäre, würde ich mich für dich verwenden«, versprach der Professor. »Die Königin würde dich immer bevorzugen. Du dürftest dich in ihrer Nähe aufhalten und ihr ähnlich dienen wie ich. Außerdem würde ich dich lehren, schwarze Magie zu gebrauchen. Damit könntest du dich über alle Lemuren stellen. Würde dir das nicht gefallen, Hole? Hol den Zauberdolch und befreie mich von diesem verdammten Netz, und dann zeig mir den Weg zu Obb-sy, damit ich ihn beseitigen kann.«

Der Meskyr schüttelte den Kopf und zog sich zurück. Immer weiter entfernte er sich.

»Bleib!« rief Mortimer Kull erschrocken. »Hole! Komm zurück, Hole!« Der Halbaffe ging weiter.

»Verdammt noch mal, Hole, komm zurück!« schrie der dämonische Wissenschaftler, doch Hole blieb nicht einmal stehen.

»Na schön, dann scher dich zum Teufel, du verfluchter Bastard!« schrie Mortimer Kull außer sich vor Wut.

Und Hole, seine einzige Hoffnung, verschwand.

\*\*\*

Yul hatte alles gesehen, den gesamten Kampf, vom Anfang bis zum - für Mortimer Kull - bitteren Ende. Seine Lernprozessoren hatten die ganze Zeit gearbeitet.

Sämtliche Eindrücke hatte der weiße Gigant in sich aufgenommen und verarbeitet, damit sie zu einem späteren Zeitpunkt auf Abruf vorhanden waren.

Yul hatte alles registriert und gespeichert. Das Toben der Menge in der Arena des Todes, die Kampftechnik von Mortimer Kulls Gegner Obb-sy, das Auftreten und die äußere Erscheinungsform von Landa, der Königin der Meskyren.

Verborgen in einem kleinen Raum, hatte der Cyborg durch ein schmales, waagrecht rechteckiges Fenster gesehen und bis zum Finale des Kampfes ausgeharrt.

Eigentlich hätte Yul sich zu Mortimer Kull begeben und an dessen Seite gegen Obb-sy kämpfen müssen, doch eine Zeitlang hatte es danach ausgesehen, als würde der Professor keine Hilfe benötigen, deshalb blieb Yul verborgen.

Er wollte die Meskyren mit seinem Erscheinen nicht in Aufruhr versetzen, denn damit gefährdete er möglicherweise Mortimer Kulls Plan, sich die Satansdroge zu holen.

Als Mortimer Kull den Kampf schließlich verlor, wollte Yul doch eingreifen, aber dann hörte er, daß der Professor nicht sofort sterben sollte, und so hielt er sich weiterhin versteckt.

Der selbständig denkende Roboter überlegte, welche Maßnahmen zu ergreifen waren, und die hohe Intelligenz, die ihm zur Verfügung stand, schmiedete einen Plan, in den er mehrere Sicherungselemente einbaute.

Obb-sy hatte besiegt, und Mortimer Kull sollte in der Lavanacht sterben. Dazu durfte es nicht kommen. Yul wußte zwar nicht, wann die Lavanacht anbrach, er rechnete aber damit, daß ihm genug Zeit blieb, seinen Plan ohne Hast in die Tat umzusetzen.

Man schaffte Mortimer Kull in diesem unsichtbaren magischen Netz fort. Yul ließ es geschehen. Er war zuversichtlich, den Professor freizubekommen, und es würde ihm mit dem gleichen Zug gelingen, herauszubekommen, wo sich das Höllanelixier befand.

Bald würde er mit Mortimer Kull wiedervereint sein. Doch es zeichneten sich erste Tendenzen zu einer Veränderung in der Beziehung Yul-Kull ab!

In Yul vollzog sich eine Entwicklung, die Mortimer Kull nicht recht sein konnte. Die OdS-Forscher hatten den weißen Giganten mit zuviel Eigenständigkeit versehen.

Hinzu kam, daß Yul fähig war, zu lernen und sich allen Gegebenheiten anzupassen. Er war jetzt schon längere Zeit allein, und dieser Zustand prägte den Fortlauf seiner Handlungen.

Er erwog die Möglichkeit, sich loszulösen, sich von Mortimer Kull zu trennen, seinen eigenen Weg zu gehen.

Selbständigkeit war derzeit die große Devise.

Mortimer Kull wollte nicht mehr von Atax abhängig sein.

Das Höllenschwert wollte keinen Besitzer mehr dulden.

Yul wollte nur noch selbst Entscheidungen treffen und sich von niemandem mehr etwas sagen lassen.

Alle drei schrieben das Wort »Unabhängigkeit« auf ihr Banner.

Doch im Moment lief in Yul noch das »Pflichterfüllungsprogramm« ab. Er war darauf eingestellt worden, sich für Mortimer Kulls Sicherheit verantwortlich zu »fühlen«.

Natürlich konnte er Programme abändern, ergänzen oder löschen, doch dieser Impuls hatte in ihm noch nicht gezündet.

Nachdem Mortimer Kull aus der Arena des Todes getragen worden war, verließ Landa ihre Loge. Meskyren sprangen in den Sand und liefen auf Obb-sy zu.

Sie wollten den Sieger feiern. Sie brüllten und grölten, ergriffen den Adlerköpfigen und hoben ihn auf ihre Schultern. Obb-sy ließ es geschehen. Er kostete seinen Triumph voll aus. Die Lemuren trugen ihn jubelnd durch die Arena.

Ovationen brandeten ihm entgegen, und wenn er sein Schwert emporstreckte, schwang immer wieder der Lärmpegel in der Arena des Todes hoch.

Aber Obb-sy wußte, daß dieselben Meskyren, die ihn jetzt so begeistert feierten, dasselbe mit Mortimer Kull getan hätten, wenn dieser gesiegt hätte.

Sie feierten nicht ihn.

Sie feierten den Sieger, den Starken, den Unbezwingbaren. Wie er hieß, war für sie von zweitrangiger Bedeutung. Obb-sy war klar, daß er sich auf diese johlende Menge nicht verlassen konnte. Zeigte er nur ein einziges Mal Schwäche, ließen sie ihn fallen.

Doch das war nicht nur auf Protoc so. Obb-sy stammte von einer fernen Welt. Er hatte in vielen Dimensionen gelebt und Erfahrungen gesammelt.

Yul beobachtete, wie die Meskyren den Sieger feierten. Er wollte jedoch nicht abwarten, bis sich die Wogen der Begeisterung glätteten.

Er hatte die Absicht, den Raum, in dem er sich versteckt hatte, zu verlassen. Er wandte sich um - und stellte fest, daß er von zwei Meskyren entdeckt worden war!

\*\*\*

Sie waren bewaffnet, der eine mit einer Lanze, der andere mit einem Schwert. Obwohl Yul sie weit überragte, griffen sie ihn an. Vielleicht vertrauten sie darauf, daß sie zu zweit und bewaffnet waren.

Der nackte Gigant ließ sie herankommen. Sie setzten ihm ihre Waffen an und knurrten, er möge sich ruhig verhalten, sonst würden sie ihn auf der Stelle töten.



Yul »gehorchte«. Die Meskyren fühlten sich ihm überlegen. Sie nahmen an, der Riese hätte Angst vor ihnen. Den wahren Grund, weshalb er sich ruhig verhielt, kannten sie nicht: Yul wollte jedes Aufsehen vermeiden. Niemand sollte mitbekommen, was hier passierte. Lautlos sollten diese beiden Halbaffen ihr Leben verlieren.

Yul spreizte die Arme ab. Er spielte die Kapitulation gut und bat, Landa vorgeführt zu werden. Er behauptete, ihr etwas sehr Wichtiges sagen zu müssen.

Die Lemuren wechselten einen raschen Blick, dann forderten sie den weißen Giganten auf, vor ihnen herzugehen. Er setzte sich langsam in Bewegung.

Sie zogen ihre Waffen ein Stück zurück. Yul tat so, als würde er an ihnen vorbeigehen, doch als er mit ihnen auf gleicher Höhe war, als er zwischen ihnen stand, packte er mit seinen Doppelhänden zu.

Je zehn Finger schlossen sich blitzartig um die Lemurenkehlen. Die Halbaffen rissen erschrocken die Augen auf, während Yul mit großer Kraft zudrückte.

Sie stießen mit ihren Waffen zu, doch der weiße Gigant hatte seine synthetische Haut mit Hilfe von schwarzer Magie so widerstandsfähig gemacht, daß weder das Schwert noch die Lanze eindringen konnten.

Yul spannte die enormen Muskelberge an. Er hob die Halbaffen hoch. Sie zuckten und zappelten noch einige Sekunden, verloren die Waffen und hingen schließlich still in Yuls Griff.

Er ließ sie los. Sie fielen zu Boden. Er brauchte sich nicht weiter um sie zu kümmern. Unbemerkt verließ er die Arena des Todes auf demselben Weg, auf dem er gekommen war. Über steile Steinstufen gelangte er in einen düsteren Gang, der ins Freie führte.

An die Arena schloß sich eine kleine Felsenstadt, die von einem Gebäude aus glattem schwarzem Marmor überragt wurde. Das war Landas Palast. Natürlich wurde er von Lemuren bewacht. Starke, tapfere Halbaffen bildeten die Leibgarde der Königin.

Im Schutz kleiner, anscheinend leerstehender Häuser pirschte sich Yul an den Königspalast heran. Er entdeckte eine Tür, die so schmal war, daß er Mühe haben würde, da durchzukommen. Auch sie wurde von einem Meskyr bewacht.

Yuls Kameraaugen verstärkten das rote Leuchten. Die Strahlung, die davon ausging, schläfernte die Aufmerksamkeit des Postens ein. Der Halbaffe riß sein großes Maul weit auf und gähnte herzhaft.

Er lehnte seinen Speer an die Wand und setzte sich auf einen Stein. Yul ließ den Lemuren nicht aus den Augen. Vorsichtig näherte er sich ihm.

Der Meskyr fuhr sich mit der Hand müde über das Affengesicht, und als er die Hand sinken ließ, bemerkte er den Cyborg. Wie ein weißer Turm ragte Yul vor ihm auf.

Der Meskyr zuckte zusammen und griff sofort zum Speer, doch Yul ließ dem Halbaffen keine Chance. Seine Doppelfaust sauste auf den Lemuren nieder.

Yul fing den Meskyr auf. Er öffnete die schmale Tür und verschwand mit dem Halbaffen dahinter. Den Speer nahm er mit. Er ließ den Lemuren fallen und schloß die Tür wieder.

Nun befand er sich im Marmortalast der Königin. Seine nackten Füße patschten über den glatten Boden. Er ging an kunstvoll verzierten Säulen vorbei.

Ein Meskyr kam ihm entgegen. Zuerst wollte sich Yul hinter einer Säule verstecken, doch dann erkannte er, daß die Zeit dafür nicht mehr reichte.

Der Lemur wollte Alarm schlagen!

Yul schleuderte kraftvoll den Speer. Der Meskyr fiel gegen die Wand und sackte langsam zusammen, während sein Blick brach.

Yul versteckte auch diesen Halbaffen und eilte weiter. Er schien nicht aufzuhalten zu sein.

Der weiße Gigant erreichte eine Treppe, die nach oben führte. Bedenkenlos stieg er die Stufen hinauf. Er blieb erst stehen, als er Stimmen vernahm.

»Hole«, sagte jemand. »Du sollst zu Landa kommen.«

»Sofort«, erwiderte ein anderer.

Yul ging rasch weiter und sah Hole. Er folgte ihm. Der andere Lemur war in einem der Räume verschwunden. Hole fiel nicht auf, daß sich der weiße Gigant an seine Fersen heftete. Ohne es zu ahnen, zeigte er dem Cyborg den Weg zur Königin.

Vor der Tür, die in Landas Gemächer führte, standen zwei überdurchschnittlich große Meskyren. Sie waren mit Schwertern, Dolchen und Lanzen bewaffnet.

Als Hole auf die Tür zuing, kreuzten die Wachen die Lanzen davor.

»Laßt mich durch!« verlangte Hole. »Landa will mich sehen. Ich bin Hole.«

Die Wachen musterten Hole kurz, dann rissen sie die Lanzen wieder zurück, stellten sie senkrecht, und der Lemur durfte passieren.

Hole verschwand in Landas Gemächern. Er fühlte sich ungemein geehrt. Er liebte und verehrte die Königin, deshalb war es ihm nicht leichtgefallen, Mortimer Kulls Angebot abzulehnen.

Er hatte es nur getan, weil etwas schiefgehen konnte, und weil er kein Freund großer Risiken war.

Landa badete in milchweißem Wasser, das ein kleines Becken füllte. Hole traten die Augen weit aus den Höhlen. Er begehrte Landa, würde ihr das aber niemals zu sagen wagen, denn sie war die Königin der Meskyren, und er war so gut wie nichts. Er war einer von vielen.

Zwei Halbäffinnen waren bei Landa. Sie standen am Beckenrand und

warteten auf Landas Befehle. Über Stufen stieg die Königin jetzt aus den weißen Fluten. Nackt und aufregend schön. Holes Herz schlug gleich viel schneller.

Er blieb verlegen stehen und betrachtete voller Bewunderung den vollendeten Körper der jungen Königin. Ihre Dienerinnen hüllten sie in ein großes weißes Tuch und rieben sie trocken.

Hole atmete schwer. Er ließ die Zunge über seine wulstigen Lippen huschen, sprach kein Wort, sondern wartete, bis die Königin ihn anredete.

Die Dienerinnen »kleideten« Landa an. Ein paar dünne Seidenstreifen genügten. Hole wäre unbeschreiblich glücklich gewesen, wenn er diesen kaum verhüllten Körper hätte berühren dürfen, doch er wußte, daß das immer nur ein Wunschtraum bleiben würde.

Landa schickte die Dienerinnen fort und ließ sich auf ein Lager nieder, das mit vielen weichen Kissen bedeckt war. Sie winkte Hole näher heran.

Zaghaft ging, er drei Schritt vor. Landas Blick huschte an seiner schlanken, unbekleideten Gestalt auf und ab. Hole hatte einmal gehört, daß Landa ab und zu einen Liebhaber aus den Reihen der Meskyren auswählte.

Er hatte es nicht geglaubt. Er hatte gedacht, Landa würde über diesen Dingen stehen. Gleichzeitig hatte er sich jedoch gewünscht, daß die Wahl einmal auf ihn fallen würde.

Aber er hatte nie ernstlich damit gerechnet, daß sie von ihm Notiz nehmen würde. War es nun aber doch passiert? Hole war völlig durcheinander. Landas Nähe machte ihn schrecklich befangen. Bei anderen weiblichen Wesen hatte er keine Probleme, aber da handelte es sich auch nur um Halbäffinnen, während Landa kein Lemur war.

Die Königin wies auf eines der Kissen. »Setz dich!«

Hole ließ sich seufzend nieder.

»Du warst in der Arena des Todes«, bemerkte die Königin.

»Wie hat dir der Kampf gefallen?« wollte Landa wissen.

»Sehr gut. Er war aufregend«, antwortete Hole.

»Bist du mit dem Ausgang einverstanden?«

Hole wußte nicht, was er antworten sollte. Die Wahrheit? »Obb-sy hatte es sehr schwer«, gab er diplomatisch zurück. »Eine Zeitlang sah es danach aus, als ob Mortimer Kull ihn ablösen würde. Vielleicht wäre ein Dienerwechsel für dich gut gewesen.«

»Du haßt Obb-sy«, sagte Landa. »Du hättest ihn gern verlieren gesehen.«

Hole schwieg betreten. Er hatte nicht den Mut, das zuzugeben.

»Bist du deshalb länger bei Mortimer Kull geblieben?« fragte Landa.

Hole erschrak.

Landa lächelte. »Es kam mir zu Ohren. Was hast du mit Kull

gesprochen?»

Es kam für Hole nicht in Frage, die Königin zu belügen. Er sagte ihr die Wahrheit, gab das Gespräch wortgetreu wieder, und Landa nickte zufrieden.

»Du hast richtig gehandelt«, sagte sie.

Hole fiel ein Stein vom Herzen. Er hatte nicht wissen können, wie die Königin darauf reagieren würde. Jetzt war er unbeschreiblich erleichtert.

»Mortimer Kull hatte die Möglichkeit, Obb-sy zu bezwingen. Er konnte sie nicht nützen«, sagte Landa. »Somit gehört sein Leben mir, und ich habe es Obb-sy geschenkt. Hättest du Kull geholfen, so hättest du dich gegen mich gestellt.«

»Das würde ich niemals tun. Ich bin dir immer treu ergeben, Landa«, versicherte Hole sofort.

Die sinnlichen Lippen der Königin umspielte ein warmes, freundliches Lächeln.

»Dafür möchte ich dich belohnen«, sagte sie verführerisch. »Komm näher.«

Hole durchrieselte es siedendheiß. Es stimmte also doch, was er gehört hatte, und heute durfte er Landas Liebhaber sein. Er konnte sein Glück nicht fassen.

Zitternd rückte er auf die betörend schöne Königin zu. Sie streckte ihm die Arme entgegen, und er wollte aufgeregt hineingleiten, doch da wurden draußen vor der Tür Stimmen laut, und im nächsten Moment war der Teufel los.

Die Tür flog auf. Hole drehte sich um und erblickte einen weißen Giganten. Die beiden Wachen lagen tot auf dem Boden, und das weiße Wesen hielt eine Lanze in den zwei rechten Händen.

Hole verstand die Situation falsch. Er glaubte, Yul wäre gekommen, um Landa zu töten, und er versuchte die Königin mit seinem Körper zu schützen.

Der Cyborg machte nicht viel Federlesens. Er schleuderte die Lanze, und diese brachte Hole den Tod.

Die Königin sprang entsetzt auf. Sie wollte um Hilfe schreien, doch Yul schwächte ihre Stimme mit Magie, eilte auf sie zu, ergriff sie mit seinen Doppelhänden und riß sie an sich.

Ein heiseres Krächzen kam über ihre Lippen. Yuls harter Griff schmerzte sie. Ihr hübsches Gesicht verzerrte sich. Sie hatte keine Ahnung, mit wem sie es zu tun hatte.

Ein Wesen wie Yul hatte sie auf Protoc noch nie gesehen. Der Koloß aus synthetischen Muskeln und Stahl preßte die Königin so fest an seinen weißen Körper, daß sie kaum atmen konnte.

Er verließ mit ihr den Marmorpalast, doch die Entführung blieb nicht unbemerkt. Eine von Landas Dienerinnen bekam mit, was geschah,

und sie eilte sofort zu Obb-sy, um ihm davon zu berichten.

Der Diener der Königin ließ sich das Ganze zweimal erzählen. Während die Dienerin schilderte, wie der Cyborg aussah, ging ein immer stärker werdendes Beben durch den Adlerköpfigen.

Er riß sich den Brustpanzer vom Leib und schleuderte ihn auf den Boden. Auf den ersten Blick sah es so aus, als wäre seine Brust beharrt, doch bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, daß es sich um Federn handelte, die Obb-sys Körper in zunehmendem Maße bedeckten.

Der Dämon verwandelte sich.

Aus seinen Armen wurden Adlerschwingen. Er rannte krächzend durch den Raum und sprang zum Fenster hinaus. Die Verwandlung war noch nicht ganz abgeschlossen, aber die Flügel trugen Obb-sy bereits.

Er drückte die Luft kraftvoll nach unten, stieg hoch, wurde immer mehr zum Raubvogel, und als die Metamorphose abgeschlossen war, zog ein riesiger Adler über der Stadt, immer höher steigend, und zog suchend seine Kreise.

Es dauerte nicht lange, bis er den weißen Giganten mit seinen scharfen glühenden Augen ausgemacht hatte.

Yul trug die Königin. Kraftlos und anscheinend auch willenlos hing sie in seiner Umklammerung. Er wurde von Meskyren verfolgt, doch was konnten sie gegen ihn unternehmen?

Wenn sie ihn angriffen, bestand die Gefahr, daß er die Königin tötete. Gegen diesen weißen Giganten mußte man mit Magie vorgehen.

Yul erreichte eine schroffe Bergkette. Nadelspitz stachen die schlanken Gipfel empor. Aus den Tälern stiegen Lavadämpfe. Yul war kräftiger und schneller als seine Verfolger. Er ermüdete nicht. Mit großen, weit ausgreifenden Schritten rannte er einen ziemlich steilen, karstigen Hang hinauf.

Die Meskyren beschränkten sich darauf, ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Da Yul die Königin zu lange zu fest gegen seinen massigen Körper gepreßt hatte, hatte sie das Bewußtsein verloren. Wie tot hing Landa jetzt in seinem Griff.

Dort, Wo der Hang noch steiler anstieg und fast zur senkrechten Felswand aufragte, blieb Yul breitbeinig stehen. Gegen ihn sah die Königin klein und zerbrechlich aus.

Er wandte sich um und schaute zurück. Die Meskyren waren weit abgeschlagen. Aber Obb-sy tauchte hinter dem weißen Giganten auf. Yul spürte den Feind.

Er hob eine Doppelhand und schloß die zehn Finger zu zwei Fäusten. Gleichzeitig ließ er Landa zu Boden gleiten, um sich auf den Kampf gegen Obb-sy vorzubereiten.

Als die Meskyren den Adler sahen, blieben sie stehen. Sie hofften, daß Obb-sy den Entführer töten würde.

Der große Adler attackierte Yul sofort. Er legte die Flügel an und sauste dem Cyborg mit vorgestreckten Fängen entgegen.

Obb-sy verließ sich auf seine dämonischen Kräfte. Daß Yul auch über solche Kräfte verfügte, wußte er noch nicht, aber er sollte es in wenigen Augenblicken erfahren.

Als seine eisenharten Krallen zupacken wollten, wurden sie abgelenkt, und er spürte, daß es sich um dieselbe Magie handelte, die Mortimer Kull zur Verfügung stand.

Natürlich ließ ihn das gleich richtig kombinieren, daß Kull und dieser weiße Gigant zusammengehörten.

Und er begriff auch, weshalb Yul die Königin entführt hatte. Sie sollte sein Faustpfand sein.

Er hatte die Absicht, Landa gegen Mortimer Kull auszutauschen, doch dazu wollte es Obb-sy nicht kommen lassen.

Kull gehörte ihm. Der Mann sollte in der Lavanacht sterben. Obb-sy wollte ihn nicht freilassen.

Er wollte aber auch nicht, daß Landa ein Leid zugefügt wurde. Folglich mußte er diesen weißen Giganten töten.

Die Magie, die seinem Gegner zur Verfügung stand, war eine Erschwernis für Obb-sy, mit der er nicht gerechnet hatte, aber er war mit Mortimer Kull fertiggeworden, und er würde auch diesen nackten Riesen besiegen.

In der Gestalt eines Adlers war Obb-sy wesentlich schneller, wendiger und gefährlicher. Er hätte auch gegen Kull diesen Trumpf ausgespielt, wenn es nötig gewesen wäre.

Yul stieß seine Doppelfaust empor. Obb-sy brachte sich flügelschlagend davor in Sicherheit.

Er flatterte hoch und griff den Cyborg erneut an. Immer wieder trachtete er, hinter Yul zu kommen.

Es gelang ihm auch. Er krallte seine Fänge in die Haut des weißen Giganten, vermochte sie jedoch nicht aufzureißen.

Scharf und spitz wie Dolche waren Obb-sys Krallen. Hinzu kam, daß sich Magie in ihnen befand.

Dennoch war die weiße Haut des Riesen so widerstandsfähig, daß Obb-sy sie nicht verletzen konnte.

Sie gab nach, war elastisch, ließ sich dehnen wie Gummi, aber sie blieb heil, auch dann, wenn Obb-sy mit dem großen Schnabel zuhackte.

Das machte den Diener der Königin rasend vor Wut. Er konzentrierte seine nächsten Attacken auf die Kameraaugen des Cyborgs.

Vielleicht war das Yuls Schwachstelle. Er ließ Obb-sy jedenfalls nicht an seine Sehöffnungen heran.

Mit immer größerer Kraft wehrte der weiße Gigant die Angriffe des Gegners ab. Mehrmals versuchte er Obb-sy zu ergreifen, doch dieser schaffte es jedesmal, sich diesem Zugriff zu entziehen.

Landa kam zu sich. Sie regte sich und schlug verwirrt die Augen auf. Als sie sich aufrichtete, war Yul kurz abgelenkt.

Aus diesem Umstand wollte Obb-sy sogleich Kapital schlagen. Er flog auf den weißen Giganten zu und wollte ihn den Hang hinunterstoßen.

Doch diese Rechnung ging nicht auf, weil sich Yul zu schnell umdrehte. Der Cyborg duckte sich, ging in die Hocke und faßte mit beiden Doppelhänden gleichzeitig nach oben.

Und diesmal erwischte er Obb-sy. Der Adler stieß einen erschrockenen Schrei aus und wollte sich losreißen, doch das ließ Yul nicht zu.

Er hielt ihn an einem Flügel und an einem Bein fest, riß ihn aus der Luft herunter und schleuderte ihn mit ungeheurer Wucht auf die Felsen, die sich hart in seinen gefiederten Körper bohrten.

Landa erhob sich benommen. Unten brüllten die Meskyren ihren Namen. Die Halbaffen gestikulierten wie von Sinnen, wollten ihre Königin veranlassen, zu ihnen hinunterzukommen, während der Kampf zwischen Yul und Obb-sy tobte.

Doch sie war noch nicht soweit, mußte sich erst sammeln. Jene, die ihr am treuesten ergeben waren, lösten sich von der Menge, um sie zu holen.

Yul kümmerte sich nicht um sie. Er wollte Obb-sy, der sichtlich angeschlagen war, den Rest geben.

Obb-sys Körper klemmte zwischen zwei Felsen. Der Adler zuckte und bemühte sich verzweifelt, freizukommen, doch Yul ließ sich auf ihn fallen und hämmerte mit seiner Doppelfaust zu.

Obb-sy schwächte den Schlag magisch ab, doch mehr konnte er nicht tun. Er war in seiner Bewegungsfreiheit so sehr beeinträchtigt, daß Yul mit ihm nun verhältnismäßig leichtes Spiel hatte.

Mit allen vier Händen griff der weiße Gigant zu. Er packte den Adlerschädel seines Feindes und drehte ihn blitzschnell herum.

Das war das Ende für Obb-sy.

Endlich wollte Landa fliehen, doch nun hatte Yul wieder Zeit, sich ihr zu widmen. Als sie den ersten Schritt tat, riß der weiße Gigant sie zurück.

Sie schluchzte ängstlich auf. Obb-sy verging neben ihnen. Der Wind löste die Federn von seinem Körper und trug sie fort, während Obb-sy wieder jene Gestalt annahm, in der er Mortimer Kull entgegengetreten war, doch auch diese zerfiel und löste sich sehr schnell auf.

Als die mutigen Meskyren sahen, daß sich Landa wieder in Yuls Gewalt befand, blieben sie stehen und schüttelten in ohnmächtiger Wut die Fäuste.

Der Cyborg hatte Obb-sy vernichtet. Da hatten sie noch viel weniger Chancen. Deshalb wagten sie sich im Augenblick keinen Schritt weiter.

Yul zerrte die Königin mit sich. Er verschwand mit ihr hinter einer grauen Gesteinsformation, stieß sie gegen einen glatten Felsen und legte ihr die zehn Finger seiner beiden rechten Hände um den schlanken Hals.

Sie starrte den weißen Giganten entsetzt an. Sie befürchtete, daß er ihr jetzt das Leben nehmen würde.

»Ich werde dich nicht töten«, sagte Yul. »Ich bin mit Mortimer Kull nach Protoc gekommen. Du weißt, weshalb er das Reservat der Meskyren aufgesucht hat. Er will die Satansdroge. Sie befindet sich in einem bestimmten Gebiet. Du wirst mich hinführen,«

»Und wenn ich es nicht tue?«

»Ich würde dir Schmerzen zufügen, die du kaum aushalten könntest«, sagte Yul.

Landa wußte, daß sie keine Wahl hatte. Sie mußte gehorchen. Zornig, aber auch resignierend, schlug sie den Weg zu jenem Ort ein, den kaum ein Meskyr kannte.

Wie auf der Erde, so gab es auch hier auf Protoc Sagen und Legenden, die man sich über manche Orte, Dinge oder Wesen erzählte.

So hieß es zum Beispiel, daß es nicht ungefährlich war, jenen Ort, zu dem Yul wollte, zu betreten.

Manchmal sollte sich dort das Böse manifestieren. Wenn man sich zu diesem Zeitpunkt dort aufhielt, verlor man sein Leben.

Die Felsen verfärbten sich allmählich, wurden rosa, und Yul sah vereinzelt blaue Kugeln auf dem Boden liegen.

Ihre Oberflächen glänzten, schillerten sogar ein wenig. Geheimnisvolles Leben schien sich in ihnen zu regen.

Sie reagierten auf die Nähe von Yul und Landa. Einige Kugeln gruben sich in den Boden ein, der an vielen Stellen sandig geworden war. Andere schwebten hoch und blieben abwartend in der Luft stehen.

Yul hatte das Ziel erreicht. Hier wollte Mortimer Kull Kraft tanken. Seine Computermagie wollte er mit Hilfe dieser Satansdroge stärken.

Yul beschloß, das gleiche zu tun. Er hielt Landa mit einem Arm fest, während er mit seiner Doppelhand nach einer schwebenden Kugel griff.

Die blaue Kugelhaut war weich und elastisch. Sie schien mit Wasser gefüllt zu sein.

Yul setzte sie vor die Rippen seines »Mundes« und drückte die Flüssigkeit durch die Schlitzte.

Der Höllennektar rann in sein Inneres und ging auf das magische Zentrum über.

Die Teufelskraft begann sofort zu wirken. Sie nahm Einfluß auf den



gesamten künstlichen Organismus.

Yul war bisher schon stark und gefährlich gewesen, doch mit dem, was er getan hatte, vervielfachte er seine dämonischen Kräfte.

Landa sah sich nervös um. Wenn sich das Böse ausgerechnet jetzt hier manifestierte, sah es schlecht für sie aus.

Die Meskyren erschienen. Sie blieben am Rand des gefährlichen Orts stehen und riefen Yul zu, er solle ihre Königin freilassen.

»Ihr bekommt Landa wieder, wenn ihr mir Mortimer Kull bringt!« gab der weiße Gigant zurück.

»Wir holen Kull!« versprachen die Meskyren und zogen sich zurück.

Eine schier endlose Wartezeit begann für Landa.

Yul hatte »Appetit« auf noch eine Kugel! Im Nachhinein wußte Landa nicht, warum sie ihn davor warnte, sich noch eine Kugel einzuverleiben.

»Das ist zu gefährlich«, sagte sie. »Zwei Kugeln verträgt niemand.«

Yul wollte kein Risiko eingehen. Er ließ die Finger von einer weiteren Kugel.

Es dauerte lange, bis die Meskyren Mortimer Kull brachten. Der dämonische Wissenschaftler staunte, als er den Cyborg wiedersah. Seine Forscher hatten also doch gute Arbeit geleistet.

Zufrieden grinsend ging Kull auf den weißen Giganten zu. Er blickte sich begeistert um.

Diesen Ort hatte er in seiner Vision gesehen. Endlich war er wirklich da.

Yul schickte Landa los, wie er es den Meskyren versprochen hatte. Auf halbem Weg begegneten sich Mortimer Kull und die Königin.

Sie wollte an ihm vorbeigehen, doch er trat ihr in den Weg und grinste sie herausfordernd an.

»Du bist nicht erfreut darüber, daß sich die Dinge so entwickelt haben, nicht wahr?« fragte er spöttisch.

»Stärke dich mit dem Höllnelixier, und dann verschwindet!« zischte Landa. Haß blitzte in ihren dunklen Augen.

»Ich habe einen Entschluß gefaßt«, sagte Kull und griff blitzschnell nach dem Arm der Königin. »Willst du ihn hören?«

»Nein!« schnappte sie.

»Ich sage ihn dir trotzdem: Du wirst mich zur Erde begleiten. Du bist ein menschliches Wesen. Du gehörst nicht hierher. Außerdem gefälltst du mir. Ich werde dich zu meiner Gefährtin machen. Du wirst mir dienen.«

»Niemals!« fauchte Landa.

Kull lachte. »Wir werden sehen.«

»Laß mich los!« schrie Landa.

Die Meskyren wurden unruhig. Sie verlangten von Yul, er solle sich an die Abmachung halten.

»Laß sie gehen, wir brauchen sie nicht!« sagte Yul zu Mortimer Kull. Dieser starrte ihn wütend an. »Du bist still. Das geht dich nichts an.« »Du bist sehr mutig, Mortimer Kull«, stöhnte Landa. »Der weiße Gigant hat Obb-sy vernichtet. Das ist dir nicht gelungen. Außerdem befindet sich der Höllenektar in ihm. Dennoch wagst du es, ihn anzuschreien.«

Kull starrte den Cyborg entgeistert an. »Ist das wahr, was sie sagt? Du hast von der Satansdroge getrunken? Das habe ich dir nicht erlaubt!«

»Laß Landa gehen«, sagte Yul wieder.

Mortimer Kull platzte beinahe vor Wut. Yul hatte viel für ihn getan, aber er ärgerte sich über diese Eigenmächtigkeit des Cyborgs.

Der Roboter war ihm im Moment überlegen. Er mußte schnellstens mit Yul gleichziehen!

Der dämonische Wissenschaftler blickte sich nervös um, entdeckte eine schwebende Kugel, holte sie sich, biß die Blase auf und drückte sich ihren Inhalt in den Mund.

Die Wirkung setzte schlagartig ein. Stärke durchflutete den dämonischen Wissenschaftler. Es hatte den Anschein, als würde das Höllenedixier die Computermagie umwandeln und eine echte Dämonenkraft daraus machen.

Kull fühlte sich großartig, ungemein stark und unbesiegbar, aber er begriff, daß es unklug gewesen wäre, sich jetzt mit Yul anzulegen.

Ein Sturm kam auf, die schwebenden Kugeln fingen an zu schaukeln, als wären sie mit unsichtbaren Fäden am Boden festgebunden.

Der Himmel wurde innerhalb weniger Sekunden pechschwarz, und die Meskyren zogen sich ängstlich geduckt zurück.

Das Böse kam. Es kündigte sein Kommen mit magischen Blitzen an, die aus der Schwärze des Himmels zuckten und, mit einer unglaublichen Zielsicherheit diese schwebenden Kugeln trafen.

»Verdammt, was ist das?« schrie Mortimer Kull.

»Das Böse kommt!« keuchte Landa zitternd.

Kull lachte. »Dann haben wir nichts zu befürchten.«

Wieder schoß ein Blitz heran, und am Himmel entstand ein riesiges grünes Auge.

Der Blitz traf eine Kugel, riß sie auf, und ihr Inhalt klatschte in Landas Gesicht.

Die Königin der Meskyren kreischte in Panik auf. Gleichzeitig nahm sie monsterhafte Züge an. Sie riß ihren Mund auf, der sich unvermittelt in ein furchterregendes Maul verwandelt hatte, und wollte Mortimer Kull ihre dolchartigen Hauer ins Fleisch schlagen.

Kull war gezwungen, sich zu wehren und Landa zu töten. Als Landa zusammenbrach, heulten die Meskyren auf, und sie schworen, sich zu rächen, ehe sie vor dem näherkommenden Auge die Flucht ergriffen.

Plötzlich war das Auge selbst dem dämonischen Wissenschaftler

nicht geheuer. Er wollte es trotz der dazugewonnenen Stärke auf keine Kraftprobe ankommen lassen, deshalb brüllte er in den Sturm: »Yul, wir verschwinden!«

\*\*\*

Ich kann nicht sagen, wie sehr mir der greise Theologieprofessor leid tat.

Der alte Mann hatte das Höllenschwert an seiner Kehle sitzen. Die schwarze Waffe hielt uns auf diese Weise in Schach.

Wir konnten nichts gegen sie unternehmen, denn sobald wir sie angriffen, mußte das Alastair Genn büßen.

Ich nahm meinen Dämonendiskus ab, obwohl es nicht danach aussah, daß ich ihn gegen das Höllenschwert würde einsetzen können.

Ich schlang die Kette um meine Hand. Die glatte Scheibe hing vor meiner Faust.

Niemand wagte sich zu bewegen. Alle standen da, als wären sie zu Salzsäulen erstarrt. Nur das Pendel der Standuhr schwang weiterhin ungerührt hin und her. Ihr langsames Ticken verriet uns, daß die Zeit doch verging, wenn es im Moment auch nicht diesen Anschein hatte.

Alastair Genns Gesicht verlor immer mehr Farbe. Ich machte mir große Sorgen um den Mann.

»Kannst du mit dem Höllenschwert nicht reden?« fragte ich Mr. Silver.

»Nein«, antwortete der Ex-Dämon knapp.

»Aber es ist doch ein Wesen!« sagte ich. »Es denkt, handelt, reagiert. Es ›hört‹ dich bestimmt auch.«

»Was soll ich dem verdammten Schwert sagen? Daß es Professor Genn in Ruhe lassen und sich ein anderes Opfer aussuchen soll?«

Pater Severin und Roxane wären bei der erstbesten Gelegenheit losgestürzt.

Der Priester hatte sein geweihtes Kruzifix abgenommen. Er würde damit die starke schwarze Waffe nicht vernichten, aber vielleicht ein wenig schwächen, auf jeden Fall aber irritieren können.

Doch das Höllenschwert ließ von Alastair Genn nicht ab. Wie lange würde das alte Herz dieses bedauernswerten Mannes noch mitspielen?

Diese enorme Belastung war zuviel für den Greis. Ich befürchtete, daß er in Kürze zusammenklappen würde.

War das wirklich nicht zu verhindern?

Lance Selby hielt magische Glutbälle in der Hand, aber was nützten sie ihm? Er konnte sie nicht einsetzen.

Warum zögerte das Höllenschwert nun? Ich hoffte natürlich, daß es Genn nichts antun würde, aber es wäre folgerichtig gewesen, wenn es dem alten Mann das Leben genommen hätte.

Doch was dann? Diese ›Überlegung‹ stellte vermutlich auch die

schwarze Waffe an. Solange Alastair Genn lebte, solange er sich in der Gewalt des Höllenschwerts befand, konnten wir nichts unternehmen.

Doch sobald Genn tot war, würden wir alle gemeinsam über die schwarze Waffe herfallen und sie überwältigen.

Das »wußte« sie mit Sicherheit. Nur deshalb lebte der greise Theologieprofessor noch.

»Ich werde versuchen, mich auf das Schwert zu konzentrieren«, raunte mir Mr. Silver zu. »Vielleicht schaffe ich es, es geistig zu unterjochen.«

Ich sah, wie sich Mr. Silvers perlmuttfarbene Augen verengten. Ein silbriges Flirren entstand auf seiner Haut.

Ich drückte dem Ex-Dämon im Geist die Daumen. Mehr konnte ich leider nicht tun. Es war herzlich wenig, ich weiß.

Mein Blick richtete sich wieder auf das Höllenschwert. Die schwarze Waffe schien mit Alastair Genns Kehle verwachsen zu sein. Mr. Silver war zu vielem fähig, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß es ihm gelang, den Mann vom Schwert zu trennen.

Das Gesicht des greisen Theologieprofessors wurde wächsern. Auch aus seinen Lippen wich die Farbe.

Und dann passierte das, was ich befürchtete: Sein Herz setzte aus. Es hörte auf zu schlagen. Alastair Genn brach tot zusammen.

Das Höllenschwert hatte noch ein Opfer bekommen. Wir waren nicht in der Lage gewesen, es zu verhindern, aber nun legten wir los.

Als Alastair Genn zusammenbrach, griffen wir an, denn nun konnte uns die verdammte Waffe nicht mehr unter Druck setzen.

»Vernichtet sie!« brüllte Pater Severin. »Sie darf nicht weiterexistieren!«

Wir stürzten vorwärts: Lance Selby, Mr. Silver, Pater Severin, Roxane und ich.

Wir hatten alle dasselbe Ziel: das Höllenschwert.

Aber nur einer wünschte den »Tod« der Waffe: Pater Severin.

»Bringt es zur Strecke, dieses grausame Wesen!« schrie er.

Wir wollten das nur im äußersten Notfall tun, doch nicht nur deshalb drängte ich den wütenden Priester ab.

Ich wollte außerdem verhindern, daß er in seinem Zorn zuviel wagte, und auch noch dem Höllenschwert zum Opfer fiel.

John Joyce und Henry Jenkins hielten es im Salon nicht mehr aus. Verständlich. Was sie bereits hinter sich hatten - vor allem Joyce, hatte stark an ihren Nerven gezerrt.

Sie stürmten durch den Salon, auf die Terrassentür zu. Vermutlich dachten sie, draußen sicherer zu sein als in Genns Haus.

Keiner von uns hatte die Möglichkeit, sich um Jenkins und Joyce zu kümmern.

Unsere ganze Aufmerksamkeit gehörte im Moment dem gefährlichen

Höllenschwert, das wir mit vereinten Kräften bezwingen wollten.

Es versuchte zu fliehen, aber das ließ Mr. Silver nicht zu. Der Ex-Dämon stoppte die schwarze Waffe mit seinem Feuerblick.

Das Höllenschwert wich den beiden Feuerlanzen, die aus Mr. Silvers Augen gerast waren, aus, zuckte zurück und wäre beinahe von Roxanes knisterndem Blitznetz gefangen worden, das sie geschaffen und geworfen hatte.

Lance verfehlte mit seinen Glutkugeln die Klinge des Schwerts haarscharf.

Pater Severin berührte mit dem Kruzifix den Griff der Waffe, und fast im selben Moment schlug ich mit dem Dämonendiskus zu.

Ich schlug den Feind buchstäblich nieder. Metalle, die nicht von dieser Welt waren, klirrten aufeinander, und das Höllenschwert landete auf dem Boden.

Mr. Silver wollte sich sofort auf die Waffe stürzen und ihr seinen Willen aufzwingen.

Da passierte etwas, womit keiner von uns rechnen konnte.

John Joyce und Henry Jenkins rissen die Terrassentür auf und zerstörten das Dämonenbanner, das sie sicherte.

Daß Terence Pasquanell draußen auf der Lauer lag, konnten sie nicht wissen, und noch weniger, daß sie ihm den Zutritt in Alastair Genns Haus ermöglichten.

Der bärtige Mann mit den Augen des Todes nützte seine Chance sofort.

Henry Jenkins und John Joyce bekamen die Kraft des Zeit-Dämons zu spüren. Sie schrien auf, stolperten und stürzten.

Ihr Schrei riß mich herum, und mein Herz übersprang einen Schlag, als ich Terence Pasquanell widersah.

\*\*\*

Doch nicht nur ich hatte mich umgedreht, sondern auch Mr. Silver und Roxane.

Das Höllenschwert erholte sich von meinem Niederschlag, und im Handumdrehen waren wir gezwungen, einen Zweifrontenkrieg zu führen, denn Terence Pasquanell und das Höllenschwert machten gemeinsame Sache.

Ich durchschaute die Absicht des Zeit-Dämons, das war nicht schwierig: Er wollte das Höllenschwert haben.

Es würde bestimmt auch ihn nicht als Besitzer akzeptieren, doch vorübergehend verbündete es sich mit Terence Pasquanell, um uns zu entkommen.

Der Raum war so prall gefüllt mit gegensätzlichen Magien, daß knisternde Blitze die Luft durchzogen.

Terence Pasquanell und das Höllenschwert attackierten uns mit

unbeschreiblicher Härte. Durch die Augen des Todes stand Terence Pasquanell kräftemäßig weit über mir, dennoch warf ich mich ihm entgegen und versuchte ihn mit einem Faustschlag, verstärkt durch den Diskus, niederzustrecken.

Ich legte sehr viel Kraft in diesen Schwinger, doch der Zeit-Dämon rammte mir einen harten Magistoß in den Bauch.

Ich stöhnte auf und klappte in der Mitte zusammen. Natürlich ging mein Schwinger daneben.

Mein eigener Schwung hätte mich beinahe umgerissen, und wenn mir Mr. Silver den bärtigen Gegner nicht vom Leib gehalten hätte, hätte es nicht gut für mich ausgesehen.

Pater Severin stürzte sich auf das Höllenschwert, während dieses auf Lance Selby eindrang.

Er schnappte sich den Griff mit beiden Händen, die er mit dem geweihten Silberkreuz schützte.

Aber dieser Schutz reichte nicht aus. Das Höllenschwert gebärdete sich wie toll, als es festgehalten wurde.

Es vollführte Bocksprünge in der Luft, drehte sich und richtete sich gegen den Priester, um ihn zu töten.

Wenn Roxane und Lance nicht eingegriffen hätten, wäre Pater Severin verloren gewesen.

Lance stieß den Priester zurück. »Laß los!« brüllte er, und zum Glück gehorchte Pater Severin sofort. Er hatte erkannt, daß er trotz des Kreuzes zu schwach war, um das Höllenschwert bezwingen zu können.

Lance und Roxane schirmten den Priester ab. Sie setzten die Hexenkräfte, die ihnen zur Verfügung standen, gemeinsam ein, und das Höllenschwert zeigte Wirkung.

Obwohl in Alastair Genns Haus ohnedies schon der Teufel los war, schien das noch nicht zu reichen.

Das Grauen, der dämonische Wahnsinn eskalierte!

Plötzlich war Mortimer Kull da. Mr. Silver spürte sogleich die dämonische Ausstrahlung dieses Mannes und rief mir eine Warnung zu.

Kull ein Dämon!

Verdammt, jetzt war er erst richtig gefährlich. Wie war ihm das gelungen? Hatte er sich bei der schwarzen Macht so sehr angebedert, daß sie ihn in den Dämonenstand erhob?

Aber es kam noch mehr auf uns zu!

Es ging Schlag auf Schlag!

Hinter Mortimer Kull stürmte ein weißer Gigant zur Tür herein!

\*\*\*

Es ging verdammt rund in Alastair Genns Haus. Bis vor kurzem hatte wir es nur mit dem Höllenschwert zu tun gehabt, und die schwarze

Waffe hatte uns das Leben schwer genug gemacht.

Doch nun waren aus einem Gegner vier geworden, und die Luft war auf einmal wie mit Elektrizität geladen.

Ich hörte, wie Kull seinem gewaltigen Roboter etwas zurief. Er nannte ihn Yul, und Yul kämpfte wie ein Berserker.

Der Cyborg zertrümmerte alles, was ihm im Weg stand. Er war nicht aufzuhalten.

Mr. Silver versuchte es. Obwohl der Ex-Dämon mehr als zwei Meter maß, war er kleiner als Yul.

Er schützte sich mit Silberstarre und warf sich dem Roboter entgegen. Die beiden trugen einen harten, erbitterten Kampf aus. Sie setzten dämonische Kräfte ein, kämpften mit einer ungeheuren Wildheit.

Mr. Silver tat sich mit diesem starken, großen Gegner sichtlich schwer. Er schaffte es schließlich aber doch, Yul zu Boden zu schleudern, und vielleicht wäre es ihm auch gelungen, den Cyborg zu vernichten, wenn Mortimer Kull nicht eingegriffen hätte.

Gemeinsam trieben sie Mr. Silver zurück.

Terence Pasquanell wartete den Ausgang dieses Kampfes nicht ab. Er war hier, um sich das Höllenschwert zu holen, und diesen Vorsatz setzte er in die Tat um.

Es kam dem Zeit-Dämon gelegen, daß das Höllenschwert angeschlagen war. Dadurch würde er ihm leichter seinen Willen aufzwingen können. Er hechtete sich nach der schwarzen Waffe und riß sie an sich.

Das Schwert ließ es geschehen, doch Mortimer Kull hatte etwas dagegen, daß sich Terence Pasquanell die Waffe aneignete, die er haben wollte.

Er griff den kanadischen Werwolfjäger an. Mir fiel auf, wie ungemein stark Kull geworden war. Er brauchte nicht einmal Terence Pasquanell zu fürchten.

Ich wollte der lachende Dritte sein. Wer es auch war, der den Kampf um das Höllenschwert gewann, ich würde ihn attackieren.

Sie sollten sich erst mal richtig austoben, einander so viel wie möglich abverlangen. Vielleicht würde der Kampf auch den Sieger zeichnen und es mir erleichtern, zu punkten.

Es gelang Mortimer Kull nach relativ kurzer Zeit, dem Zeit-Dämon Pasquanell das Schwert zu entwenden. Es mußte für den dämonischen Wissenschaftler ein enormer Kraftakt gewesen sein. Er wirkte erschöpft. Das war der Moment, auf den ich gewartet hatte. Ich griff Kull an, streifte ihn mit dem Dämonendiskus, und er heulte entsetzlich auf. Mein Schlag ging weiter und traf die schwarze Waffe, die dem Professor aus der Hand geprellt wurde.

Roxane war zur Stelle. Grelle Blitzäderchen verließen ihre Finger. Sie

zuckten nach unten, aber das Schwert ergriff die Flucht.

Mit dem nächsten Schachzug der schwarzen Waffe konnten nicht einmal die Dämonen gerechnet haben.

Das Höllenschwert suchte Schutz bei Yul!

Es schien seine Unabhängigkeitsbestrebungen aufgeben zu haben, deshalb suchte es sich selbst einen neuen Besitzer aus.

Es entschied sich nicht für Mr. Silver, nicht für Terence Pasquanell und auch nicht für Mortimer Kull, sondern für Yul, den weißen Giganten!

Mein Magen wurde zu einem Klumpen, als ich das Höllenschwert durch den Salon sausen sah. Der Griff war dem Cyborg auffordernd entgegengestreckt, als wollte die schwarze Waffe verlangen: »Nimm mich!«

Der nackte Riese griff mit seinen Doppelhänden augenblicklich zu, und im selben Moment vollzog sich in unserem Beisein eine Trennung zwischen Professor Mortimer Kull und seinem eigenständigen Roboter.

Zuerst triumphierte Kull noch. Als er sah, daß Yul das Höllenschwert in den Händen hielt, stieß er einen Freudenschrei aus, weil er vermutlich dachte, die Waffe von Yul verlangen zu können.

Er eilte zu dem weißen Giganten und schrie: »Gib es mir!«

Doch Yul stellte sich nicht nur gegen uns, sondern gegen jeden, der ihm das Höllenschwert streitig machen wollte. Also auch gegen Mortimer Kull.

Er schwang die starke Waffe hoch und hätte Kull getötet, wenn dieser nicht abrupt stehengeblieben wäre.

»Yul, du hast mir zu gehorchen!« brüllte der dämonische Wissenschaftler wütend.

»Nicht mehr. Das ist vorbei«, antwortete der weiße Gigant.

»Ich werde dich vernichten!« schrie Kull.

»Das kannst du nicht. Mit dem Höllenschwert bin ich stärker als du! Es gehört von nun an mir!«

Bevor es jemand verhindern konnte, verschwand der Cyborg durch die Tür. Der Kampf um das Höllenschwert war entschieden.

Mit diesem Ausgang hatte ich allerdings nicht gerechnet.

Terence Pasquanell nützte die allgemeine Verwirrung, um sich gleichfalls aus dem Staub zu machen, und Kull, der Dämon, machte mir ein ungewöhnliches Angebot.

»Wir sind Feinde, Tony Ballard«, sagte er. »Wir waren Feinde und werden es immer bleiben, aber wenn es darum geht, Yul zu vernichten, werden wir nicht gegeneinander, sondern miteinander kämpfen. Gegen Yul werden wir Verbündete sein.«

»Er ist deiner Kontrolle entglitten, und das paßt dir nicht«, sagte ich kalt lächelnd.

»Sieh dich vor«, warnte mich der dämonische Wissenschaftler. »Er



war mit mir auf Protoc, hat eine starke Satansdroge in sich...«

»Du auch?« fragte ich.

»Ja, ich auch, und irgendwann wirst du meine neue Kraft zu spüren kriegen. Aber wenn du gegen Yul kämpfst, ziehen wir am selben Strang. An dieses Versprechen werde ich mich halten.«

Damit verschwand auch er.

\*\*\*

Das Höllenschwert hatte einen neuen Besitzer: einen gigantischen Cyborg, dem dämonische Kräfte zur Verfügung standen.

Das war uns zwar nicht recht, aber für Henry Jenkins, John Joyce und Pater Severin war es nicht die schlechteste Lösung.

Wenn das Höllenschwert nicht mehr allein handelte, konnten sie damit rechnen, daß es sie nicht mehr jagen würde.

Roxane und Mr. Silver holten Jenkins und Joyce herein. Die beiden standen noch unter Schock, waren nicht ansprechbar.

Pater Severin schüttelte ununterbrochen den Kopf. »Ihr hättet das Höllenschwert vernichten müssen«, sagte er anklagend. »Statt dessen habt ihr es geschont. Ihr habt es mit Samthandschuhen angefaßt, und nun kann es weiter töten.«

Mr. Silver zog die Brauen zusammen. Seine Miene verfinsterte sich.

»Ich werde mir das Schwert wiederholen«, knurrte er. »Es gehört mir. Ich werde es wieder in meinen Besitz bringen und nach Loxagons Grab suchen, um den Namen der Waffe zu erfahren. Dann wird mir das Schwert aufs Wort gehorchen und nur noch für meine Feinde gefährlich sein.«

»Du wirst dieses Grab nie finden«, behauptete Pater Severin aufgebracht. »Wie lange sucht ihr es schon erfolglos?«

»Wir besitzen das goldene Ornament und wissen, wer den Plan hat, mit dessen Hilfe man Loxagons Grab finden kann«, sagte Mr. Silver. »Wenn wir den Ornamentkreis auf den Plan legen, sehen wir, wo das Grab ist.«

»Es wäre besser, Yul würde mit dem Schwert in die Hölle gehen und für alle Zeiten dort bleiben«, sagte Pater Severin. »Doch ich fürchte, diesen Wunsch wird er mir nicht erfüllen.«

Wir hoben Alastair Genn auf und legten ihn auf ein Sofa. Lance Selby war mir dabei behilflich.

»Ich kann Pater Severin verstehen«, sagte er.

»Ich auch«, gab ich seufzend zurück. »Er hat in einer einzigen Nacht drei Menschen verloren, die ihm viel bedeuteten.«

Der Priester kam zu uns. Er faltete die Hände und betete für den greisen Mann, der auf dem Sofa lag.

Ich rief Tucker Peckinpah an und informierte ihn. Das Höllenschwert hatte uns einiges abverlangt. Jetzt spürte ich, wie geschlaucht ich war.

Tucker Peckinpah merkte es an meiner Stimme. »Fahren Sie nach Hause, Tony«, riet er mir. »Ich nehme alles Weitere in die Hand.«

»Ich danke Ihnen«, sagte ich seufzend und legte auf.

Lance Selby machte sich erbötig, Henry Jenkins und John Joyce nach Hause zu bringen.

Pater Severin blieb bei seinem toten Theologieprofessor. Er wollte Totenwache halten.

Roxane und Mr. Silver kamen mit mir. Wir stiegen in meinen schwarzen Rover und fuhren heim.

Leise schloß ich die Tür auf, um niemanden zu wecken. Boram erwartete uns. Er wollte wissen, was geschehen war. Ich verwies ihn an Mr. Silver, nahm mir noch schnell einen Pernod und zog mich dann zurück.

Als ich mich ganz vorsichtig neben Vicky legte, drehte sie sich mir zu. Ich sah ihre Augen in der Dunkelheit glänzen.

Schlaftrunken murmelte sie etwas, das ich nicht verstehen konnte. Ich küßte sie sanft und erwiderte: »Schlaf weiter, es ist alles in Ordnung.«

Aber war es das tatsächlich?

Ich war fast versucht, zu behaupten, daß es eine neue Dämonengeneration gab, die wir nicht auf die leichte Schulter nehmen durften: Terence Pasquanell, Mortimer Kull und Yul, der neue Besitzer des Höllenschwerts.

Hoffentlich blieb er das nicht lange.

Durfte ich ruhigen Gewissens sagen, es wäre alles in Ordnung?

Vicky Bonney schob den Arm über meine Brust und rückte näher. Es tat gut, sie zu spüren. Sie kuschelte sich an mich und blies mir ihre regelmäßigen Atemzüge ins Ohr.

Ich war müde, aber ich konnte nicht einschlafen. Zu viele Dinge beschäftigten mich.

Als der Morgen graute, schlief ich endlich ein, und erst dann war - wenigstens für kurze Zeit - alles in Ordnung.

Doch was würde der nächste Tag bringen?

### ***ENDE des Zweiteilers***

[1] Siehe Tony Ballard Nr. 93 »Der Höllengreif«

[2] Siehe Tony Ballard Nr. 87 »Bei Vollmond kommt der Tod«

[3] Siehe Tony Ballard Nr. 92 »Schreie aus dem Sarg«

[4] Siehe Tony Ballard Nr. 12 »Der Silbermann«

[5] Siehe Tony Ballard Nr. 37 »Die Kamikaze-Monster«

[6] Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende

[7] Siehe Tony Ballard Nr. 17 »Das Höllenschwert«